Sebastian Klöß

Notting Hill Carnival

Die Aushandlung des Eigenen im multiethnischen Großbritannien seit 1958

Eigene und Fremde Welten

campus

Notting Hill Carnival

© Campus Verlag GmbH

Eigene und fremde Welten
Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel

Herausgegeben von Jörg Baberowski, Stefan Beck, Vincent Houben, Gabriele Metzler und Thomas Mergel für den Sonderforschungsbereich 640 »Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel – Interkulturelle und intertemporale Vergleiche« an der Humboldt-Universität zu Berlin

Band 31

Sebastian Klöß promovierte am Sonderforschungsbereich »Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel« der Humboldt-Universität zu Berlin.

© Campus Verlag GmbH

Sebastian Klöß

Notting Hill Carnival

Die Aushandlung des Eigenen im multiethnischen Großbritannien seit 1958

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter http://dnb.d-nb.de abrufbar.
ISBN 978-3-593-50063-8

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2014 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main.
Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlagmotiv: © Frank Barrett, »Carnival Cop«, gettyimages.de
Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach
Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).
Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.
www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

I. Einleitung 9

1. Fragestellung 10
2. Theoretisch-methodischer Zugriff 14
3. Forschungsstand und Quellenbasis 26
4. Aufbau der Arbeit 36

II. Wenn aus Briten Fremde werden 39

1. Erwartungen und Enttäuschungen 39
2. Die »race riots« von 1958 54

III. Die drei Anfänge des Notting Hill Carnivals 63

1. Der erste Anfang? Claudia Jones' Feiern von 1959 bis 1964 63
   - 1.1 Claudia Jones und die *West Indian Gazette* 64
   - 1.2 Karibisch feiern, Einheit stiften: Das Fest im Januar 1959 67
   - 1.3 Die Trinidadisierung des Festes 72
   - 1.4 Das Ende von Claudia Jones' Carnival – der Anfang des Notting Hill Carnivals? 77
2. Die Wende in Notting Hill um 1970 82
   - 2.1 Ein vergessener und vernachlässigter Stadtteil der Kontraste 84
   - 2.2 Die London Free School 88
   - 2.3 Das Notting Hill Summer Project 91

© Campus Verlag GmbH

2.4 Die Golborne-Nachbarschaftsinitiative 93
2.5 Der *Mangrove*-Fall 96

3. Der zweite Anfang:
Das Nachbarschaftsfest auf der Straße 107
3.1 Rhauné Lasletts Carnival (1966 bis 1969) 108
3.2 Ein Fest im Umbruch (1970 bis 1972) 121
3.3 Ein Nachbarschaftsfest mit offenem Ende 131

4. Der dritte Anfang des Carnivals (1973 bis 1975):
Das Vorbild Karibik 134
4.1 Der Carnival auf Trinidad:
Von der Bedrohung für die soziale Ordnung
zum Nationalfest 134
4.2 Reggae und Rasta:
Konzepte, um sich die Welt zu erschließen 148
4.3 Rasta, Reggae und die Identitätsfrage der
afrokaribischen Jugend in Großbritannien 157
4.4 Palmers Carnival (1973 bis 1975):
Einheit unter afrokaribischem Vorzeichen 165

IV. Der Carnival in der Krise? 189

1. Der spaltende Einheitsstifter 190
1.1 Die Planung des Carnivals 1976 190
1.2 »Race riots« statt Carnival?
Die Carnivals 1976 und 1977 208
1.3 »Alien cultures« versus »English culture« 225
1.4 Was ist ein richtiger Carnival? 238
1.5 Hilfreiche Ergänzung oder bedrohlicher Rivale?
Der Finsbury Park Carnival 259

2. Die Überwindung der Krise? 264
2.1 Arrangieren und organisieren 264
2.2 Reintegrieren der Jugendlichen 286

3. Schnittstelle zwischen dem Eigenen und dem Anderen 308

© Campus Verlag GmbH

V. Konsolidierung oder Ruhe vor dem nächsten Sturm? 321

1. Konsolidierung? 1982 bis Anfang 1987 322
   1.1 Konsolidierung mittels Kooperation 322
   1.2 Die Grenzen der Kooperation 333
   1.3 Konsolidierung mittels Anerkennung 341
   1.4 Konsolidierung mittels Eigeninteresse 348
   1.5 Zwischen Eigennutz und Multikulturalismus 355
   1.6 Konsolidierung mittels Vergangenheit(sdeutung) 357

2. Der nächste Sturm?
   Die Carnivals von 1987 und 1988 388
   2.1 Das Ende von Konsens und Konsolidierung? 389
   2.2 Wer kann und wer darf den Carnival kontrollieren? ..400
   2.3 Neue und alte Abgrenzungstendenzen 412

3. Der Notting Hill Carnival im Kontext der
   1980er Jahre: Zwischen Konsolidierung und Konflikt 416

VI. 1989 and beyond: Claire Holders Carnival 423

1. Carnival 1989: Gelungener Carnival oder
   Anfang vom Ende? 423

2. Verlust des Carnivals oder Europe's biggest
   street festival? 434
   2.1 Holders Kritiker institutionalisieren sich 434
   2.2 Verloren, verwässert und verkauft? 440
   2.3 Hat der Carnival noch eine Bedeutung?
   Zwischen Essentialismus und Konstruktivismus 451
   2.4 Holders Ende als Carnivalvorsitzende 460

VII. Fazit und Ausblick 463

Abkürzungsverzeichnis 495

Quellen und Literatur 497

Dank 541

© Campus Verlag GmbH

© Campus Verlag GmbH

I. Einleitung

»Carnival is something you cannot ignore [...]. In 100 years' time historians will find it very difficult to ignore and dismiss it simply as a bunch of Westindians jumping up and down in the road«.[1] Diese Aussage von Claire Holder, einer früheren Organisatorin des Notting Hill Carnivals, ist prophetisch und falsch zugleich. Prophetisch, weil Historiker den Notting Hill Carnival mittlerweile in der Tat für relevant halten. Sogar für so relevant, dass darüber – siehe die vorliegende Studie – Dissertationen geschrieben werden können. Falsch, weil Historiker keine 100 Jahre benötigten, um das zu erkennen. Denn dann hätte es erste Arbeiten über den Notting Hill Carnival erst im Jahr 2089 geben dürfen.

Doch was ist der Notting Hill Carnival überhaupt? Und warum beschäftigen sich Historiker mit ihm? Der Notting Hill Carnival ist ein jährliches Straßenfest im Londoner Stadtteil Notting Hill. Heute feiern auf ihm Hunderttausende von Menschen – Afrokariben und weiße Briten, Londoner und Touristen, Jung und Alt – am Sonntag und Montag der August Bank Holiday mit bunten Kostümen, lauter Musik, karibischem Essen und Alkohol. Von seinen Anhängern wird das Treiben selbstbewusst als Europas größtes Straßenfest bezeichnet, als Höhepunkt des Jahres, den man sich keinesfalls entgehen lassen dürfe. Viele Anwohner hingegen fliehen regelrecht vor ihm, da ihm der Ruf anhaftet, nicht nur mit Lärm und Müll, sondern auch Gewalt einherzugehen. Um dieses Fest mit all seinen Facetten soll es in dieser Arbeit gehen, von seinem Anfang – oder besser: seinen Anfängen – im dritten Viertel des 20. Jahrhunderts bis in die 1990er Jahre. Dass sich das Treiben heute selbstbewusst als Europas größtes Straßenfest bezeichnet und an ihm Hunderttausende von Menschen teilnehmen, macht es sicherlich interessant. Für Historiker relevant wird

1 So Claire Holder 1989 gegenüber der *Caribbean Times*, Tom Aston, »Claire puts women in the driving seat for carnival«, in: *Caribbean Times* (05.05.1989), S. 5.

© Campus Verlag GmbH

der Carnival in Notting Hill jedoch vor allem – so sei als Ausgangsthese formuliert –, weil er eine zentrale Schnittstelle, ja eine Kontaktzone[2] war, an und in der wiederholt und häufig kontrovers das Eigene und das Andere verhandelt wurden. An ihm und mit ihm wurde jährlich ausgehandelt, was es bedeutete, als Mensch mit afrokaribischer Herkunft in Großbritannien zu leben. Und zugleich, was es für die britische Gesellschaft bedeutete, seit der Nachkriegszeit eine afrokaribische Minderheit zu besitzen.

1. Fragestellung

Von dieser Ausgangsthese leitete sich die konkrete Fragestellung dieser Arbeit ab. Es wird untersucht werden, wie das Eigene und das Andere anhand des Notting Hill Carnivals ausgehandelt wurden, inwiefern und ob es sowohl aufseiten der Afrokariben als auch der britischen Mehrheitsbevölkerung eine Rückbesinnung auf das Eigene gab, wenn sie mit dem jeweils Anderen konfrontiert waren – und wie diese Rückbesinnung aussah. Also: Was wurde jeweils wann, warum als das Eigene betrachtet? Was als eigene Kultur, als eigene Geschichte, als eigene Identität? Was war in Abgrenzung davon das Andere? An welche (konstruierten) Traditionslinien wurde dabei angeknüpft? Wie wurden diese Traditionslinien wahrgenommen, sich angeeignet und in der konkreten zeitlichen und räumlichen Situation in London umgesetzt? Wie wurde dabei insbesondere die Geschichte des karibischen Carnivals, der Afrokariben überhaupt, (um-)gedeutet, wie und warum wurde sie handlungsleitend? Oder, anders formuliert: Wie bestimmten die Afrokariben in Großbritannien ihr In-der-Welt-Sein? Wie definierte sich die britische Mehrheitsgesellschaft? Wer und welche kulturellen Einflüsse zählten jeweils zu unterschiedlichen Zeiten zu ihr?

Es griffe jedoch bedeutend zu kurz, das Eigene und das Andere, die anhand des Notting Hill Carnivals ausgehandelt wurden, nur entlang ethni-

2 Zum Konzept der Kontaktzonen vgl. Anna Lowenhaupt Tsing, *An ethnography of global connection* (Princeton: Princeton Univeristy Press, 2005), S. xi; Mary Louise Pratt, *Imperial eyes. Travel writing and transculturation* (London/New York: Routledge, 1992), S. 4. Pratt definiert dort Kontaktzonen als »social spaces where disparate cultures meet, clash, and grapple with each other, often in highly asymmetrical relations of domination and subordination«.

© Campus Verlag GmbH

scher Kategorien zu definieren, sprich: nur entlang einer Grenze zwischen weißer britischer Mehrheitsbevölkerung und Afrokariben. Es standen sich nämlich keineswegs zwei monolithische Blöcke gegenüber. Vielmehr waren beide Seiten vielfach in sich gespalten und insofern jeweils selbst diversen Aushandlungs- und Wandlungsprozessen unterworfen. In dieser Arbeit wird es deshalb insbesondere auch um die Binnendifferenzierungen innerhalb der afrokaribischen Bevölkerung gehen. Denn sie stammte von ganz unterschiedlichen karibischen Inseln, die teils Tausende von Kilometern voneinander entfernt liegen, eine je eigene koloniale Vergangenheit besitzen, sich kulturell unterscheiden und zwischen denen mitunter innerkaribische Rivalitäten bestanden. Obendrein setzte sie sich recht bald aus unterschiedlichen Generationen zusammen – um nur einige der relevanten Binnendifferenzierungen vorwegzunehmen.

Von der Aushandlung des Eigenen und des Anderen zwischen Afrokariben und britischer Mehrheitsbevölkerung ausgehend und mit ihr verwoben liegt dieser Arbeit ein zweites Set an Fragen zugrunde, das eher auf das Fest im engeren Sinne zielt. Es lautet: Wer waren jeweils die Protagonisten des Notting Hill Carnivals? Wie wandelte er sich durch die Aushandlung des Eigenen und des Anderen? Inwiefern veränderten sich seine Bestandteile? Und inwiefern nicht zuletzt seine Wahrnehmung? Inwiefern changierte also auch das Fest in der Perzeption der Zeitgenossen wiederholt zwischen Eigenem und Anderem? Dabei sollen zwei gängige Vorannahmen vermieden werden, mit denen Gegner beziehungsweise Anhänger des Carnivals auf das Fest blickten. Nach der ersten hat sich der Notting Hill Carnival zyklisch im Kreis gedreht; nach der zweiten linear-teleologisch entwickelt. Sich zyklisch im Kreis zu drehen schien er sich für zahlreiche seiner Gegner, die kritisierten, er bringe jedes Jahr aufs Neue dasselbe Chaos und dieselbe Belästigung. Sich linear-teleologisch zu entwickeln hingegen schien er sich für all jene, die beim Carnival eine klare Entwicklung zum Positiven ausmachten. Sei es von den Unruhen des Jahres 1958 hin zum heutigen multikulturellen Megaevent; von einer nach der Ankunft der Afrokariben spannungsgeladenen britischen Gesellschaft zu einer multikulturellen, spannungsfreien; oder von einer gespaltenen afrokaribischen Bevölkerung in Großbritannien hin zu einer starken, selbstbewussten Community. Insbesondere die zweite Sicht hat sich häufig auch

© Campus Verlag GmbH

in wissenschaftlichen Abhandlungen über den Notting Hill Carnival niedergeschlagen.

Diese Fragestellung und die Tatsache, dass es weder eine homogene afrokaribische Bevölkerung noch eine homogene weiße Bevölkerung in Großbritannien gab und gibt, erfordern für die vorliegende Studie ein akteurszentriertes Vorgehen. Schließlich wird es um die Selbst- und Fremdwahrnehmung dieser Akteure gehen, darum, wie sie ihre Welt deuteten, welche Schlüsse sie aus den Deutungen zogen und wie sie dann handelten. Im Mittelpunkt stehen die Organisatoren des Carnivals, also die wechselnden Organisationskomitees und ihre jeweils entscheidenden Mitglieder. Die Organisationskomitees alleine machten jedoch keinen Carnival aus. Daher werden auch ihre Kritiker aus den Reihen der Afrokariben untersucht werden. Außerdem diverse Carnivalbands – wobei Band in der Begrifflichkeit des Notting Hill Carnivals nicht zwangsläufig Musikgruppe meint, sondern ebenso Kostümgruppen. Beispiele für Carnivalbands, die dem Notting Hill Carnival entscheidende Impulse gaben und über die zugleich aussagekräftiges Archivmaterial existiert, sind *Lion Youth*, *Elimu*, die *Race Today Renegades*. Über diesen Kern der am Carnival Beteiligten hinaus werden einzelne einflussreiche Gruppierungen innerhalb der afrokaribischen Community Londons mit berücksichtigt, etwa die Black Parents, Black Students und Black Youth Movement und das Black People's Information Centre. Außerdem relevante afrokaribische Einzelakteure, etwa Darcus Howe, John La Rose und Michael La Rose. Ergänzt werden diese Akteursgruppen durch Organisationen, Nachbarschaftsinitiativen und Interessengruppen, die in Notting Hill aktiv und für den Carnival bedeutend waren, sei es, weil sie für den Carnival entscheidende Persönlichkeiten hervorbrachten oder den Carnival mitorganisierten. Zu nennen sind hier die London Free School und die Golborne-Nachbarschaftsinitiative. Nicht jeder war für den Carnival, weshalb auch einzelne weiße Bewohner Notting Hills berücksichtigt werden, die allein oder in Gruppen zusammengeschlossen gegen den Carnival opponierten. Entscheidenden Einfluss auf den Notting Hill Carnival hatten darüber hinaus die Metropolitan Police, der Bezirk Kensington (1965 mit Chelsea zum Royal Borough of Kensington and Chelsea zusammengelegt) und in ihm aktive Lokalpolitiker. Außerdem diverse Institutionen, die den Notting Hill Carnival finanziell unterstützten, etwa das Arts Council of Great Britain, das Grea-

© Campus Verlag GmbH

ter London Council, die Community Relations Commission sowie deren Nachfolger, die Commission for Racial Equality.

Bereits in den bisherigen Absätzen dürfte eine gewisse Begriffsproblematik aufgefallen sein, mit der sich die vorliegende Arbeit auseinandersetzen muss. Hier war schon von ›weißen Briten‹, von ›Weißen‹, einer ›weißen Bevölkerung‹ und einer ›weißen (britischen) Mehrheitsbevölkerung‹ die Rede, von ›Afrokariben‹, einer ›afrokaribischen Minderheit‹, einer ›afrokaribischen Bevölkerung‹ und einer ›afrokaribischen Community‹. Mit diesen Begriffen soll keineswegs eine binäre Schwarz-Weiß-Differenz perpetuiert werden. De jure waren bereits die Einwanderer aus der britischen Karibik Briten, ihre in Großbritannien geborenen Kinder und Enkel nicht minder. Streng genommen könnten somit all diese Begriffe einfach durch ›Briten‹ oder ›britische Bevölkerung‹ ersetzt werden. Doch das brächte das rein praktische Problem mit sich, dass der Leser jeweils raten müsste, wer gemeint ist. Vor allem aber machte es während des Untersuchungszeitraums sowohl im täglichen Leben als auch im Selbstverständnis de facto eben doch einen Unterschied, ob man ein schwarzer oder ein weißer Brite war. Mehrheitlich wird für die Einwanderer aus der Karibik und ihre Nachfahren daher der Begriff Afrokaribe verwendet werden, abgeleitet vom englischen *Afro-Caribbean*. Das ist (noch[3]) die gängige und politisch korrekte Bezeichnung für dunkelhäutige Einwanderer aus der Karibik, deren Vorfahren als Sklaven dorthin verschleppt worden waren. Um eine gewisse sprachliche Monotonie zu vermeiden, wird synonym dazu von schwarzen Briten beziehungsweise nur von Schwarzen gesprochen werden.

3 Das »noch« deshalb, weil der politisch korrekte Trend im Englischen wohl Richtung *African-Caribbean* geht, vermutlich in Anlehnung an die Bezeichnung *African-American*, die *Afro-American* abgelöst hat. Der neue Begriff wird allerdings noch nicht vom Oxford-Wörterbuch aufgeführt und lässt sich außerdem nur schwer ins Deutsche übertragen.

© Campus Verlag GmbH

2. Theoretisch-methodischer Zugriff

Wenn man sich damit beschäftigen will, wie Eigenes und Fremdes ausgehandelt wurden, kommt man nur schwer an einem Begriff vorbei: dem Begriff der Identität. Identität, insbesondere kollektive Identität, gehört heute wohl zu den undankbarsten Begriffen in der Geschichtswissenschaft – dies zeigt sich bereits daran, dass offenbar kein Artikel über Identität mehr ohne den Hinweis darauf auskommen kann, wie problematisch dieses »Plastikwort« ist.[4] Anschließend folgt dann entweder ein Rettungsversuch des Begriffs[5] oder das Postulat, ihn aufzugeben, mit anderen Begriffen zu operieren und »Beyond ›identity‹«[6] zu gehen. Zunächst wurde der Begriff abgelehnt, da er von unveränderlichen, primordialen Wesensmerkmalen ausgehe und somit Unterschiede zementiere. Diesem Verständnis von Identität wurde entgegengehalten, dass Identitäten immer konstruiert, fluide, hybride und veränderlich seien. Heute kann das zweite Verständnis von Identitäten in der Wissenschaft als *common sense* gelten – was nichts an der Umstrittenheit des Begriffs ändert, im

4 Mit Uwe Pörksens Wortschöpfung »Plastikwort« bezeichnen Aleida Assmann und Heidrun Friese Identität, vgl. Aleida Assmann & Heidrun Friese, »Einleitung«, in: *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität*, hrsg. von Aleida Assmann (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998), S. 11–23, hier S. 11. Auch Lutz Niethammer verwendet in Bezug auf Identität den Begriff »Plastikwort«, vgl. Lutz Niethammer, *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur* (Reinbek: Rowohlt Taschenbuch, 2000), S. 9, 33–40. Stuart Hall stellt die Frage »Who needs ›identity‹?«, vgl. Stuart Hall, »Introduction. Who needs ›identity‹?«, in: *Questions of cultural identity*, hrsg. von Stuart Hall & Paul du Gay (London u. a.: Sage Publications, 1996), S. 1–17. Berger und Luckmann sprechen von der »irreführende[n] Vorstellung einer ›kollektiven Identität‹«, vgl. Peter L. Berger & Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie* (Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 1986), S. 185. Die Begriffsproblematik wird auch in Einführungstexten zu Identität thematisiert: Jürgen Straub, »Identität«, in: *Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 1: Grundlagen und Schlüsselbegriffe*, hrsg. von Burkhard Liebsch (Stuttgart/Weimar: Metzler, 2004), S. 277–303; Rosemarie Sackmann, »Introduction. Collective identities and social integration«, in: *Identity and integration. Migrants in Western Europe*, hrsg. von Rosemarie Sackmann, Bernhard Peters & Thomas Faist (Aldershot/Burlington: Ashgate, 2003), S. 1–9.

5 Etwa von Straub, »Identität (2004)«; Sackmann, »Introduction«; Hall, »Introduction (1996)«.

6 Rogers Brubaker, »Beyond ›Identity‹«, in: *Theory and Society* 29 (2000), Nr. 1, S. 1–47.

© Campus Verlag GmbH

Gegenteil: Mitunter wird nun von einem »clichéd constructivism«[7] gesprochen. Denn es sei so gängig geworden zu betonen, dass Identitäten multipel, instabil, fluide, kontingent, fragmentiert, konstruiert, ausgehandelt seien, dass man das praktisch automatisch lese und schreibe. Der Begriff Identität sei dadurch zu vage geworden, um noch eine analytische Funktion zu besitzen, er drohe zu einem Signifikant ohne Signifikat, zu einem leeren Zeichen zu werden.[8]

Darüber hinaus lebt der Konflikt zwischen Konstruktivismus und Primordialismus in gewisser Weise weiter. Einerseits werden Wir-Gruppen seit Benedict Anderson selbstverständlich als »imagined communities«[9] betrachtet. Es wird betont, Identitäten seien immer Produkte,[10] weshalb sich das Interesse der Wissenschaft darauf gerichtet hat, zu untersuchen, wie Identitäten hergestellt werden.[11] Andererseits wird bei diesen Untersuchungen häufig konzediert, dass Individuen und Gruppen von sich so sprechen und auch so handeln, als ob ihre Identitäten fest wären, als ob es einen Wesenskern gäbe, der ihr Sein bestimmt.[12] Teilweise wird sogar festgestellt, dass sich Akteure gegen die Vorstellung einer »invention of tradition«[13] wehren, da sie darin eine Fortsetzung der Bevormundung von indigenen Gruppen durch Weiße sowie eine Abwertung ihrer Traditionen

7 Ebd., hier S. 11.

8 Vgl. ebd.; Straub, »Identität (2004)«, hier S. 293.

9 Benedict Anderson, *Imagined communities. Reflections on the origin and spread of nationalism* (London/New York: Verso, 2006 (EA 1983)).

10 Etwa von Assmann & Friese, »Einleitung«, hier S. 12; Straub, »Identität (2004)«, hier S. 293.

11 Stuart Hall, *Myths of Caribbean identity* (Coventry: Centre for Caribbean Studies, University of Warwick, 1991), S. 3; ders., *Rassismus und kulturelle Identität* (Hamburg: Argument-Verlag, 1994), S. 72; ders., »Cultural identity and diaspora«, in: *Colonial discourse and postcolonial theory. A reader*, hrsg. von Patrick Williams & Laura Chrisman (New York u. a.: Columbia University Press, 1994), S. 392–403, hier S. 392; Sackmann, »Introduction«, hier S. 2; Straub, »Identität (2004)«, hier S. 296, 299.

12 Paul Gilroy, *The Black Atlantic. Modernity and double consciousness* (Cambridge: Verso, 1993), S. 102; Brubaker, »Beyond«, hier S. 1, 32–33; Max Farrar, *Shifting identifications in a British multi-ethnic inner city area, the 1970s to the 1990s. A sociological analysis* (2000), www.maxfarrar.org.uk/docs/ShiftingIdentificnsPpr.pdf (Zugriff am 04.10.2013), S. 7.

13 Eric J. Hobsbawm, *The invention of tradition,* 12. Aufl. (Cambridge: Cambridge University Press, 2004).

© Campus Verlag GmbH

sehen.[14] Sprich: Obwohl Identitäten konstruiert und fluide sind, konstruieren Gruppen sich und ihre Identität häufig über die Fiktion, primordial miteinander verbunden zu sein.

Zu einem nicht unerheblichen Teil stützt sich diese Fiktion auf die Vorstellung einer gemeinsamen Herkunft – wobei Herkunft hier sowohl lokal als auch temporal zu verstehen ist.[15] Lokal im Sinne eines Herkunftslandes oder Herkunftsortes. Im Falle der hier untersuchten Afrokariben war das nicht nur die konkrete karibische Insel, von der sie stammten, sondern mitunter die gesamte Karibik oder sogar Afrika. Temporal wurde die gemeinsame Herkunft verstanden im Sinne einer geteilten gemeinsamen Vergangenheit und Geschichte. Daher wurde ein Blick zurück zentral, mit dem die Akteure glaubten, in der Vergangenheit ihren (bislang verschütteten) Wesenskern, ihre wahre Identität, ihre wahre Kultur und ihre wahren Wurzeln entdecken zu können. Auch wenn man – um Missverständnissen vorzubeugen – sagen sollte, dass die kulturellen Wurzeln weniger ein Besitz sind, den man tatsächlich hat, als vielmehr ein Produkt der Wahrnehmung, weshalb ihre Wiederentdeckung – so Stuart Hall – eine »imaginative rediscovery«[16] ist, wird sich bei afrokaribischen Carnivalisten in London zeigen, dass sie genau diese Notwendigkeit der Suche und des Blicks zurück verspürten. Sie teilten also das, was Stuart Hall Franz Fanon zitierend bezeichnet hat als »the secret hope of discovering beyond the misery of today, beyond self-contempt, resignation and abjuration, some very beautiful and splendid era whose existence rehabilitates us both in regard to ourselves and in regard to others.«[17]

Aufgrund des Wechselspiels von primordialen Annahmen der Akteure, die wiederum de facto zur Konstruktion von Kultur und Identität führen, schlägt Conrad Schetter vor, von »Pseudoprimordialismus« be-

14 Vgl. Charles L. Briggs, »The politics of discursive authority in research on the ›Invention of Tradition‹«, in: *Cultural Anthopology* 11 (1996), Nr. 4, S. 435–469, insbes. S. 435–438.

15 Conrad Schetter definiert die gemeinsame Vorstellung einer »Herkunft und Lebenswelt, die sich in symbolisierten Raum- und Zeitbezügen niederschlägt«, daher als wesentlich für ethnische Gruppen. Vgl. Conrad Schetter, *Ethnizität und ethnische Konflikte in Afghanistan* (Berlin: Reimer, 2003), S. 66, auch S. 58–62.

16 Hall, »Cultural«, hier S. 393.

17 Frantz Fanon, *The wretched of the earth* (London u. a.: Penguin Books, 1963), S. 169. Zu den kulturellen Wurzeln vgl. auch Peter Burke, *Eleganz und Haltung* (Berlin: Klaus Wagenbach, 1998), S. 76; Gilroy: *Black Atlantic*, S. 112.

© Campus Verlag GmbH

ziehungsweise von einer »pseudoprimordialistischen Verbundenheit ethnischer Gruppen«[18] zu sprechen. Ähnlich argumentieren Gerd Baumann und Friedrich Heckmann. Baumann unterscheidet beim Verhältnis von Kultur, ethnischer Identität und Gemeinschaft einen im Alltag üblichen dominanten Diskurs, in dem Kultur, ethnische Identität und Gemeinschaft gleichgesetzt werden, von einem demotischen Diskurs, der diese Gleichsetzung vermeide.[19] Und Heckmann regt ein »genealogisch definiertes Ethnizitätskonzept«[20] an, das impliziert, dass einmal geschaffene Definitionen von Zugehörigkeit eine relative Autonomie und Stabilität besitzen. Zwar wird Schetters, Baumanns und Heckmanns Begrifflichkeit in der vorliegenden Arbeit nicht erneut aufgegriffen, wohl aber das ihr zugrunde liegende Verständnis von ethnischen Gruppen und Identitäten. Im Fokus des Interesses werden daher die Herstellung sowie der Prozesscharakter von kollektiven Identitäten stehen. Es soll gezeigt werden, wie Akteure mithilfe des Notting Hill Carnivals Identität konstruierten und konstituierten – und zwar gerade durch ihr essentialistisches Verständnis von Kultur und Identität. Mit dieser Herangehensweise soll nicht behauptet werden, dass die Akteure nur eine einzige Identität ›besaßen‹. Identitäten sind immer mehrschichtig sowie situations- und kontextabhängig.[21] Deshalb werden sie hier in einer konkreten Situation und in einem konkreten Kontext untersucht – eben dem Notting Hill Carnival.

Mit dem bereits erwähnten Blick zurück ist das für diese Arbeit relevante und theoretisch bestens beackerte Feld des Gedächtnisses und der Erinnerung betreten. Der Pionier auf diesem Feld war der französische Soziologe und Philosoph Maurice Halbwachs. Auf ihn geht die Erkenntnis zurück, dass es zwar einzelne Individuen sind, die sich erinnern, dass individuelles Erinnern jedoch der sozialen Interaktion bedarf. Das Erinnern ist also auf einen sozialen Rahmen bezogen und gruppenspezifisch,

18 Schetter: *Ethnizität*, S. 52, 55.

19 Vgl. Gerd Baumann, »Ethnische Identität als duale diskursive Konstruktion. Dominante und demotische Identitätsdiskurse in einer multiethnischen Vorstadt von London«, in: *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität*, hrsg. von Aleida Assmann (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998), S. 288–313.

20 Friedrich Heckmann, »Ethnos – eine imaginierte oder reale Gruppe? Über Ethnizität als soziologische Kategorie«, in: *Kollektive Identität in Krisen. Ethnizität in Religion, Nation, Europa*, hrsg. von Susanne Wagner, Krzysztof Glass & Barbara Serloth (Opladen: Westdeutscher Verlag, 1997), S. 46–55, hier S. 50.

21 Vgl. zu diesem Aspekt zusammenfassend Schetter: *Ethnizität*, S. 42–43.

© Campus Verlag GmbH

weshalb Halbwachs vom kollektiven Gedächtnis spricht. Außerdem – so Halbwachs – sind Erinnerungen gegenwartsbezogen, da sie sich auf ihre jeweilige zeitgenössische soziale Umgebung beziehen und durch sie geprägt werden.[22]

Halbwachs' Theorie wurde von der späteren Erinnerungs- und Gedächtnisforschung weiter ausgeführt. Am einflussreichsten waren dabei die Arbeiten von Aleida und Jan Assmann und ihre Aufteilung des kollektiven Gedächtnisses in das kommunikative und das kulturelle Gedächtnis. Wie schon Halbwachs gingen Aleida und Jan Assmann davon aus, dass individuelle Erinnerungen mit den Erinnerungen anderer vernetzt sind. Während das kommunikative Gedächtnis auf mündliche Tradierung angewiesen ist und daher nur etwa drei Generationen in die Vergangenheit zurückreicht, stützt sich das kulturelle Gedächtnis auf externe Datenspeicher, auf Texte, Bilder, Skulpturen, Rituale und Feste. Der Notting Hill Carnival wird hier als ein solcher Datenspeicher betrachtet; als etwas, über das Afrokariben, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in London lebten, die Zeit der Sklaverei, die Sklavenbefreiung, die Unterdrückung durch die Kolonialregierung erinnerten. Dieses Erinnern, so wird angenommen, half den untersuchten Akteuren dabei, sich ihrer Identität als Gruppe in Großbritannien zu versichern – was zu Jan Assmanns viel zitierter Definition des kulturellen Gedächtnisses passt. Nach dieser ist das kulturelle Gedächtnis nämlich ein »jeder Gesellschaft und jeder Epoche eigentümlicher Bestand an Wiedergebrauchs-Texten, -Bildern und -Riten [...], in deren ›Pflege‹ sie ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt, ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die

22 Maurice Halbwachs, *Les Cadres sociaux de la mémoire* (Paris: Alcan, 1925); ders., *La mémoire collective* (Paris: Presses Univ. de France, 1950). Peter Burke bezeichnet (im Rückgriff auf Halbwachs) Erinnerungen als gesellschaftliche Rekonstruktion der Vergangenheit, vgl. Burke: *Eleganz*, S. 64. Vgl. auch Mark A. Wolfgram, »Das kollektive Gedächtnis als theoretisches Konzept aktueller Forschung«, in: *Berliner Journal für Soziologie* 9 (1999), Nr. 4, S. 567–575; Hans Beck & Hans-Ulrich Wiemer, »Feiern und Erinnern. Eine Einleitung«, in: *Feiern und Erinnern. Geschichtsbilder im Spiegel antiker Feste,* hrsg. von dens. (Berlin: Verlag Antike, 2009), S. 9–54, hier S. 10–11; Christoph Cornelißen, »Erinnerungskulturen. Version 1.0«, in: *Docupedia-Zeitgeschichte* (11.02.2010), https://docupedia.de/zg/Erinnerungskulturen?oldid=75513 (Zugriff am 13.06.2012).

© Campus Verlag GmbH

Vergangenheit, auf das eine Gruppe ihr Bewußtsein von Einheit und Eigenart stützt.«[23]

Seit den 1970er, verstärkt seit den 1990er Jahren wurden in der Geschichtswissenschaft zahlreiche Theorien und Konzepte entwickelt, die auf der früheren Erinnerungs- und Gedächtnisforschung aufbauen. Sie tragen Namen wie Geschichtsbewusstsein, Geschichtskultur, Geschichtspolitik oder Erinnerungskultur. Allen gemein ist: Sie betonen, wie eng Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufeinander bezogen sind. Die jeweilige Vergangenheitsdeutung präge das Gegenwartsverständnis und die Zukunftsperspektive; vice versa beeinflusse die jeweilige Deutung der Gegenwart und Zukunftsperspektive die Vergangenheitsdeutung. Der Blick zurück in die Vergangenheit besitze daher eine Orientierungsfunktion, mit ihm setzten sich Personen, Gruppen oder Gesellschaften in ein Verhältnis zu ihrer Vergangenheit und fundierten darüber ihr gegenwärtiges Selbstverständnis. Eine besonders große Bedeutung komme dem Blick zurück bei deutungsbedürftigen Zeiterfahrungen der Gegenwart zu, wie Jörn Rüsen im Rückgriff auf Karl-Ernst Jeismann festgestellt hat. Denn sie lösen eine Anfrage an die Vergangenheit aus, die wiederum Orientierung biete.[24]

---

23 Jan Assmann, »Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität«, in: *Kultur und Gedächtnis*, hrsg. von Jan Assmann & Tonio Hölscher (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988), S. 9–19, hier S. 15; ders., »Collective memory and cultural identity«, in: *New German Critique* 65 (1995), S. 125–133; Assmann & Friese, »Einleitung«; Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses* (München: Beck, 1999); dies., »Vier Formen des Gedächtnisses«, in: *Erwägen, Wissen, Ethik. Streitforum für Erwägungskultur* 13 (2002), S. 183–190. Vgl. auch Wulf Kansteiner, »Postmoderner Historismus. Das kollektive Gedächtnis als neues Paradigma der Kulturwissenschaften«, in: *Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 2. Paradigmen und Disziplinen*, hrsg. von Friedrich Jaeger & Jürgen Straub (Stuttgart/Weimar: Metzler, 2004), S. 119–139; Harald Welzer, *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung,* 2. Aufl. (München: C. H. Beck, 2008), insbes. S. 13–15; Cornelißen, »Erinnerungskulturen«.

24 Das Konzept des Geschichtsbewusstseins prägte Karl-Ernst Jeismann, vgl. Karl Ernst Jeismann, »›Geschichtsbewusstsein‹. Überlegungen zur zentralen Kategorie eines neuen Ansatzes der Geschichtsdidaktik«, in: *Geschichtsdidaktische Positionen. Bestandsaufnahme und Neuorientierung*, hrsg. von Hans Süssmuth (Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh, 1980), S. 179–222; ders., *Geschichte als Horizont der Gegenwart. Über den Zusammenhang von Vergangenheitsdeutung, Gegenwartsverständis und Zukunftsperspektive. Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Jacobmeyer und Erich Kosthorst* (Paderborn: Ferdinand Schöningh, 1985). Von Geschichtskultur spricht Jörn Rü-

© Campus Verlag GmbH

Dieses Phänomen soll auch beim Notting Hill Carnival untersucht werden. Es wird also analysiert werden, inwiefern sich die Afrokariben in London von ihrer als deutungsbedürftig wahrgenommenen Situation aus mit ihrer Vergangenheit befassten, um so Orientierung und Selbstvergewisserung für Gegenwart und Zukunft zu erlangen. Hierbei wird zu untersuchen sein, warum jeweils welche Elemente der Vergangenheit erinnert, welche hingegen vergessen wurden, und inwiefern Erinnern und Vergessen durch Interessen, Macht und Ressourcen beeinflusst waren. Also inwiefern »das Moment des funktionalen Gebrauchs der Vergangenheit für gegenwärtige Zwecke, für die Formierung einer historisch begründeten Identität« eine Rolle spielte, das Christoph Cornelißen mit seinem Konzept der Erinnerungskultur thematisiert.[25]

Der Notting Hill Carnival ist für die Untersuchung der Konstruktion und Konstituierung von Identität innerhalb Londons afrokaribischer Community besonders geeignet, weist die Literatur zu Identität sowie zu Erinnerung und Gedächtnis doch gleich mehrfach darauf hin, welche zentrale Rolle Rituale und Performanzen dabei spielen, Identität zu kreieren.[26] Für die vorliegende Arbeit bedeutet dies, dass sie sich theoretisch-methodologisch an die Ritual- und Performanzforschung anlehnt. Ins-

sen, vgl. Jörn Rüsen, *Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewußtseins, sich in der Zeit zurechtzufinden* (Köln u. a.: Böhlau, 1994). Vgl. auch Wolfgang Hardtwig, *Geschichtskultur und Wissenschaft* (München: DTV, 1990). Zum Konzept der Geschichtspolitik vgl. Edgar Wolfrum, *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990* (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999); Michael Kohlstruck, »Erinnerungspolitik. Kollektive Identität, Neue Ordnung, Diskurshegemonie«, in: *Politikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Theorien, Methoden, Problemstellungen*, hrsg. von Birgit Schwelling (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004), S. 173–193; Horst-Alfred Heinrich, »Erklärung von Geschichtspolitik mittels der Theorie sozialer Identität«, in: *Geschichtspolitik und sozialwissenschaftliche Theorie*, hrsg. von Horst-Alfred Heinrich & Michael Kohlstruck (Stuttgart: Franz Steiner, 2008), S. 17–35; Horst-Alfred Heinrich & Michael Kohlstruck, »Zur theoriegeleiteten Analyse von Geschichtspolitik«, in: *Geschichtspolitik und sozialwissenschaftliche Theorie,* hrsg. von dens. (Stuttgart: Franz Steiner, 2008), S. 9–15.

25 Cornelißen, »Erinnerungskulturen«.

26 Vgl. Gilroy: *Black Atlantic*, S. 102; Schetter: *Ethnizität*, S. 56; Fredrik Barth (Hrsg.), *Ethnic groups and boundaries. The social organization of cultural difference* (Bergen u. a.: Universitets Forlaget/George Allen & Unwin, 1970); Georg Elwert, *Nationalismus und Ethnizität. Über die Bildung von Wir-Gruppen* (Berlin: Verlag Das Arabische Buch, 1989); Assmann, »Kollektives«, hier S. 15; Jeismann: *Geschichte*, S. 13; Hans Beck &

© Campus Verlag GmbH

besondere ist hierbei auf den in der Forschung wiederholt festgestellten Herstellungscharakter von Performanzen zu verweisen. Das heißt, in Performanzen wird nicht lediglich etwas Vorhandenes abgebildet, sondern die Bedeutung entsteht überhaupt erst im Moment des Aufführens. Daher gelten Performanzen als Gruppenbilder: In ihnen wird die Beziehung zwischen Eigenem und Anderem neu definiert, die Akteure versichern sich ihrer selbst und konstruieren ihre Identitäten.[27] Aufgrund ihres identitätsbildenden Charakters an der Schnittstelle zwischen Eigenem und Anderem besitzen Performanzen letztlich zwei Stoßrichtungen: Zum einen zielen sie nach außen. Akteure wollen mit ihnen gegenüber Anderen zeigen, als wen sie sich selbst sehen. Das entspricht dem, was Richard Schechner im Rückgriff auf Victor Turner als den »performed-for-an-audience«[28]-Aspekt bezeichnet hat. Zum anderen zielen Performanzen gleichzeitig nach innen: Sie dienen der Konstitution und der Selbstvergewisserung der Performierenden. Insofern sind die Performierenden immer auch das, was Victor Turner »*Homo performans*« beziehungsweise »self-performing animal«[29] nennt. Beide Stoßrichtungen sollen beim Notting Hill Carnival nachverfolgt werden. Es wird untersucht werden, inwiefern die Afrokariben über den Carnival zeigten, was sie als ihre Kultur betrachteten (und darüber letztlich herstellten), und inwiefern sie über das Fest zugleich die eigene Gruppe zusammenführten und einten.

Hans-Ulrich Wiemer (Hrsg.), *Feiern und Erinnern. Geschichtsbilder im Spiegel antiker Feste* (Berlin: Verlag Antike, 2009); Burke: *Eleganz*, S. 69.

27 Zur Bedeutungsherstellung durch Performanzen vgl. Barbara Stollberg-Rillinger, »Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Begriffe – Thesen – Forschungsperspektive«, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 31 (2004), S. 489–527, hier S. 495; Doris Bachmann-Medick, *Cultural Turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften* (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2007), S. 110; Jürgen Martschukat & Steffen Patzold, »Geschichtswissenschaft und ›performative turn‹. Eine Einführung in Fragestellung, Konzept und Literatur«, in: *Geschichtswissenschaft und ›performative turn‹. Ritual, Inszenierung und Performanz vom Mittelalter bis zur Neuzeit,* hrsg. von dens. (Köln u. a.: Böhlau, 2003), S. 1–32, hier S. 8, 11; Clifford Geertz, »Making experiences, authoring selves«, in: *The anthropology of experience*, hrsg. von Victor W. Turner & Edward M. Bruner (Urbana/Chicago: University of Illinois Press, 1986), S. 373–383, hier S. 376.

28 Richard Schechner, *Performance theory. Revised and expanded edition,* 2. Aufl. (New York/London, 1994), S. 166.

29 Victor W. Turner, *The anthropology of performance* (Baltimore/London: PAJ Publications, 1992), S. 81. Hervorhebung im Original.

© Campus Verlag GmbH

Dass Performanzen im Augenblick ihres Geschehens Bedeutung schaffen, gilt zwar als Grundannahme der Performanzforschung. Diese Grundannahme stellt Historiker jedoch vor ein Problem: Historiker sind nie dabei, wenn etwas geschieht. Auch Filmaufnahmen oder Fotos von Performanzen helfen in diesem Dilemma nur bedingt. Diese stellen nämlich selbst eine eigene Bedeutung her, indem sie etwa nur einen bestimmten Ausschnitt und häufig spezifische Motive präsentieren; im Falle des Notting Hill Carnivals beispielsweise einen weißen Polizisten, der mit einer Afrokaribin tanzt, um so harmonische *race relations* zu suggerieren. Historikern bleibt somit vielfach nichts anderes übrig, als sich Performanzen über schriftliche Quellen (ergänzt um Film- und Fotodokumente) zu erschließen. Nur über diesen Umweg können sie versuchen, sich den Interpretationen der Performanz durch die Zeitgenossen zu nähern.[30] Dieser Umweg wird beim Notting Hill Carnival erleichtert, weil am Carnival beteiligte Afrokariben wiederholt auf (verschriftlichte) Narrative zurückgriffen, um die performative Praxis des Notting Hill Carnivals in eine bestimmte historische Erzählung einzupassen und ihr darüber eine möglichst feste und eindeutige Bedeutung zu geben. Somit wurde der Notting Hill Carnival als Performanz bereits den Zeitgenossen zu einem guten Teil narrativ vermittelt.[31]

Was den Herstellungscharakter betrifft, knüpft an das Konzept der Performanz quasi nahtlos ein weiteres Konzept an, das der vorliegenden Arbeit zugrunde liegt: das Konzept der Repräsentationen. Mit Repräsentationen sind hier nicht Institutionen oder Körperschaften gemeint, die Menschen oder Interessen vertreten, und auch keine reinen Abbilder gesellschaftlicher oder politischer Strukturen. Vielmehr werden Repräsentationen als Organisations- und Darstellungsformen des Wissens verstanden, mit denen Akteure sich ihre Welt aneignen und erschließen. Wobei erschließen hier zugleich herstellen bedeutet: Mit ihnen konstruieren Akteure ihre Realitäten, mit ihnen bringen sie ihre gesellschaftliche Identität zur Geltung und führen ihr In-der-Welt-Sein vor, und mit ihnen bekun-

30 Vgl. dazu auch Martschukat & Patzold, »Geschichtswissenschaft«, hier S. 28.

31 Das deckt sich mit Herfried Münklers Befund zu politischen Mythen. Diese würden narrativ-extensiv, ikonisch-verdichtend und rituell-szenisch vermittelt, wobei die narrative Vermittlung das Fundament bilde. Vgl. Herfried Münkler, »Antifaschismus und antifaschistischer Widerstand als politischer Gründungsmythos der DDR«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* (1998), Nr. 45, S. 16–29, hier S. 21–22.

© Campus Verlag GmbH

den sie sichtbar und beständig die Existenz ihrer Gruppe oder Gemeinschaft.[32] In diesem Sinne ist der Notting Hill Carnival eine Repräsentation. Besonders gut lassen sich solche Repräsentationen in Zeiten des Umbruchs und der Krise untersuchen. Denn gerade dann, wenn die soziale Ordnung erschüttert wird, die den Akteuren vertraut war und die sie als gegeben erachtet hatten, thematisieren, diskutieren und verteidigen sie ihr In-der-Welt-Sein. Eine mögliche Herausforderung für die vertraute soziale Ordnung ist die Begegnung mit dem Anderen – und als solch eine Begegnung mit dem Anderen wird hier die verstärkte Einwanderung aus der Karibik nach Großbritannien ab Mitte des 20. Jahrhunderts betrachtet. Es ist davon auszugehen, dass diese Einwanderung sowohl aufseiten der Afrokariben wie aufseiten der britischen Mehrheitsbevölkerung alte Vorstellungen erschütterte und einen Aushandlungsprozess in Gang setzte, der über den Austausch von Repräsentationen erfolgte. Daher wird zu untersuchen sein, inwiefern der Notting Hill Carnival als Repräsentation dazu diente, gesellschaftliche Identitäten und Realitäten zu konstruieren und zur Geltung zu bringen, die Existenz von Gruppen zu wahren und das Unvertraute vertraut zu machen.[33]

32 Diese drei Punkte betont Roger Chartier, vgl. Roger Chartier, »Kulturgeschichte zwischen Repräsentationen und Praktiken«, in: *Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung,* hrsg. von dems. (Berlin: Wagenbach, 1989), S. 7–20, hier S. 15.

33 Zu diesem Verständnis von Repräsentationen vgl. die Forschung des Sonderforschungsbereichs 640 *Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel* an der Humboldt-Universität zu Berlin, insbesondere Jörg Baberowski, »Was sind Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel? Anmerkungen zu einer Geschichte interkultureller Begegnungen«, in: *Arbeit an der Geschichte. Wie viel Theorie braucht die Geschichtswissenschaft?,* hrsg. von dems. (Frankfurt am Main: Campus, 2009), S. 7–18; ders., »Selbstbilder und Fremdbilder. Repräsentation sozialer Ordnungen im Wandel«, in: *Selbstbilder und Fremdbilder. Repräsentation sozialer Ordnungen im Wandel*, hrsg. von Jörg Baberowski, Hartmut Kaelble & Jürgen Schriewer (Frankfurt am Main: Campus, 2008), S. 9–13; ders., »Dem Anderen begegnen. Repräsentationen im Kontext«, in: *Dem Anderen begegnen. Eigene und fremde Repräsentationen in sozialen Gemeinschaften*, hrsg. von Jörg Baberowski, David Feest & Maike Lehmann (Frankfurt am Main: Campus, 2008), S. 9–14. Zum Konzept der Repräsentationen vgl. außerdem: Chartier, »Kulturgeschichte«; ders., »Zeit der Zweifel«, in: *Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion*, hrsg. von Christoph Conrad (Stuttgart: Reclam, 1994), S. 83–97; Serge Moscovici, »On social representation«, in: *Social cognition. Perspectives on everyday understanding*, hrsg. von Joseph P. Forgas (London u. a.: Academic Press, 1981), S. 181–209; ders., »The coming era of representations«, in: *Cogni-*

© Campus Verlag GmbH

Da Aushandlungsprozesse untersucht werden sollen und davon ausgegangen wird, dass weder Kulturen noch Identitäten fest und abgeschlossen sind, kommt zwangsläufig das Konzept des Transfers ins Spiel. Die Forschung zum historischen Transfer betont die prozesshaften Interferenzen zwischen Kulturen und Räumen. Transfer meint dabei jedoch keine originalgetreue Übertragung. Im Gegenteil: Im Zuge des Transfers werden Ideen, Konzepte und Wissen verändert, es kommt zu Übersetzung, zu Aneignung und zu Akkulturation. Von diesem Befund ausgehend soll untersucht werden, wie sich die Afrokariben in London sowohl ein Fest aneigneten, das bereits in Notting Hill begangen wurde, als auch den Carnival, wie er auf Trinidad gefeiert wurde. Insbesondere wird dabei darauf zu achten sein, welche Carnivalpraktiken, welches Carnivalwissen, aber auch welche Interpretations- und Deutungsmuster sie aus Trinidad übernahmen und an ihre konkrete Situation in London anpassten.[34]

tive analysis of social behaviour, hrsg. von Jean-Paul Codol & Jacques-Philippe Leyens (Den Haag u. a.: Martinus Nijhoff Publishers, 1982), S. 115–150; Serge Moscovici & Miles Hewstone, »Social representations and social explanations. From the ›naive‹ to the ›amateur‹ scientist«, in: *Attribution Theory. Social and functional extensions*, hrsg. von Miles Hewstone (Oxford: Basil Blackwell, 1983), S. 98–125; Paul Rabinow, »Representations are social facts. Modernity and post-modernity in Anthropology«, in: *Writing culture. The poetics and politics of ethnography*, hrsg. von James Clifford & George E. Marcus (Berkeley/Los Angeles: University of California, 1986), S. 234–261; Stuart Hall, »The work of representation«, in: *Representation. Cultural representations and signifying practices,* hrsg. von dems. (London: Sage Publications, 1997), S. 13–74.

34 Vgl. Hartmut Kaelble, *Die Debatte über Vergleich und Transfer und was jetzt?* (2005), http://geschichte-transnational.clio-online.net/forum/id=574&type=diskussionen (Zugriff am 21.06.2012); Hartmut Kaelble & Jürgen Schriever (Hrsg.), *Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften* (Frankfurt am Main: Campus, 2003), darin insbes. Hartmut Kaelble, »Die interdisziplinären Debatten über Vergleich und Transfer«, S. 469–493; ders., *Der historische Vergleich. Eine Einführung zum 19. und 20. Jahrhundert* (Frankfurt am Main: Campus, 1999); Jürgen Kocka & Heinz-Gerhard Haupt, »Comparison and beyond. Traditions, scope, and perspectives of comparative history«, in: *Comparative and transnational history. Central European approaches and new perspectives*, hrsg. von Heinz-Gerhard Haupt & Jürgen Kocka (New York u. a.: Berghahn Books, 2009), S. 1–30; Michael Werner & Bénédicte Zimmermann, »Vergleich, Transfer, Verflechtung«, in: *Geschichte und Gesellschaft, Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft* 28 (2002), S. 607–636; Sebastian Conrad & Shalini Randeria (Hrsg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften* (Frankfurt am Main: Campus, 2002); Jürgen Osterhammel, »Transnationale Gesellschaftsgeschichte. Erweiterung oder Alternative?«, in: *Geschichte und Gesellschaft, Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft* 27

© Campus Verlag GmbH

Eine geringere Rolle für die vorliegende Arbeit spielt Michail Bachtins Konzept des Karnevals. Laut diesem errichtet der Karneval eine zweite Welt, ein zweites Leben, in denen es keine Unterscheidung zwischen Darstellern und Zuschauern gebe, da man einen Karneval nicht anschaue, sondern ihn lebe. Das wiederum bedeute, dass es während des Karnevals für niemanden einen anderen Lebensinhalt gebe. Nicht einmal vor ihm weglaufen könne man, da der Karneval keine räumlichen Grenzen kenne. Kurzum: Er sei ein Zustand der ganzen Welt, eine reale Lebensform auf Zeit, durch die Hierarchien aufgehoben würden.[35] So weit Bachtins Idealvorstellung des Karnevals. Es ist fraglich, ob sie überhaupt jemals vollständig auf einen tatsächlich begangenen Karneval passte. Auf den Notting Hill Carnival ist sie jedoch allenfalls bedingt anwendbar. Zweifelsohne vertraten dessen Protagonisten das Ideal, dass es keine Unterscheidung zwischen Zuschauern und Darstellern geben sollte. Und in der Tat schuf er eine Art zweite Welt, in der manches anders ablief als im Alltag. Doch er war keineswegs universell. Wie bereits Esther Peeren festgestellt hat, gab es beim Notting Hill Carnival nicht die von Bachtin angenommene klare, durch den Festkalender vorgegebene Unterscheidung in zwei Welten, die alltägliche und die des Karnevals. Vielmehr war der Notting Hill Carnival oftmals eine direkte Konfrontation zwischen der alltäglichen und der karnevalesken Konstruktion von Notting Hill: Zeitlich stieß er mit der etablierten englischen August Bank Holiday zusammen, räumlich mit dem täglichen Leben, wie es außerhalb Notting Hills weiterging. Sprich:

> [D]ifferent communities constructed the same space at the same time into rival worlds. Worlds that did not periodically replace each other in a neat, predictable,

(2001), Nr. 3, S. 464–479; Matthias Middell, »Kulturtransfer und Historische Komparatistik. Thesen zu ihrem Verhältnis«, in: *Comparativ* 10 (2000), S. 7–41; Alexander Geppert & Andreas Mai, »Vergleich und Transfer im Vergleich«, in: *Comparativ* 10 (2000), S. 95–111; Johannes Paulmann, »Internationaler Vergleich und interkultureller Transfer. Zwei Forschungsansätze zur europäischen Geschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts«, in: *Historische Zeitschrift* 267 (1998), S. 649–685.

35 Vgl. Michail Bachtin, *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Renate Lachmann* (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1987), S. 53–60; Beck & Wiemer, »Feiern«, hier S. 18–20; Michaeline A. Crichlow & Piers Armstrong, »Carnival praxis, carnivalesque strategies and Atlantic interstices«, in: *Social Identities* 16 (2010), Nr. 4, S. 399–414, hier S. 402–407.

© Campus Verlag GmbH

authorized pattern, but continually infected and inflected each other, engaged in a struggle for territorial control.[36]

Nur deshalb konnte es beim Notting Hill Carnival überhaupt eine Aushandlung zwischen Eigenem und Anderem geben. Das wäre unmöglich gewesen, wenn die zwei Welten und zwei Leben klar voneinander geschieden gewesen wären oder wenn der Notting Hill Carnival von Anfang an ein durch die Mehrheitsgesellschaft sanktionierter Ausnahmezustand gewesen wäre, wie es in vielen Ländern mit dem (katholischen) Karneval der Fall ist.

3. Forschungsstand und Quellenbasis

Da Historiker – anders als von Claire Holder 1989 angenommen – keineswegs 100 Jahre benötigten, bis sie auf den Notting Hill Carnival aufmerksam wurden, hat er mittlerweile Einzug in diverse historische Arbeiten gefunden. Ja, es scheint sogar so zu sein, dass keine aktuellere Gesamtdarstellung der britischen Geschichte nach 1945 mehr darauf verzichten kann, den Notting Hill Carnival zumindest kurz zu erwähnen und ihn als Beleg für postulierte Entwicklungen anzuführen. Meist erscheint er, wenn es um die Zuwanderung nach Großbritannien generell und speziell um Integration sowie Multikulturalismus geht. Dann wird er als multikulturelles Event erwähnt, das zu Londons kulturellem Hauptereignis geworden sei, das zu einem besseren Zusammenleben geführt habe – ja sogar dazu, dass sich die traditionell steife Oberlippe der Briten allmählich gelockert habe. Gelegentlich gehen die Darstellungen auch auf die Anfänge und die Entwicklung des Notting Hill Carnivals ein, wobei sie den Beginn des Fests häufig zu ganz unterschiedlichen Zeiten verorten oder offen eingestehen, es gebe dazu konkurrierende Meinungen.[37] Was

36 Esther Peeren, »Carnival politics and the territory of the street«, in: *Thamyris/Intersecting* (2007), Nr. 14, S. 69–82, hier S. 71.

37 Thomas Mergel, *Großbritannien seit 1945* (Göttingen: UTB, 2005), S. 126–127; Dominic Sandbrook, *Never had it so good. A history of Britain from Suez to the Beatles* (London: Little, Brown, 2005), S. 320; ders., *Season in the sun. The battle for Britain, 1974–1979* (London: Allen Lane, 2012), S. 569–572; Andrew Marr, *A history of modern Britain* (London u. a.: Macmillan, 2007), S. 199; Brian Harrison, *Seeking a role*.

© Campus Verlag GmbH

für Darstellungen zur britischen Geschichte insgesamt gilt, gilt noch viel mehr für solche zur Geschichte Londons. Den Rückumschlag von Jerry Whites Buch über London im 20. Jahrhundert ziert sogar ein Foto des Notting Hill Carnivals von 1978, auf dem ein von schwarzen Feiernden umrahmter weißer Polizist zu sehen ist. Im Innern des Buches gilt der Carnival als das spektakulärste Beispiel für die »conscious celebrations of the diversity of Londoners«.[38] Auch im Museum of London darf der Notting Hill Carnival nicht mehr fehlen – und zwar als »street party [...], led by the black Caribbean community since 1958.«[39] Nicht nur diesem Hinweis im Museum of London, sondern praktisch allen Darstellungen ist gemein, dass sie von einer linear-teleologischen Entwicklung des Carnivals ausgehen, an deren Ende das heutige multikulturelle Großevent innerhalb eines multikulturellen Großbritanniens steht. Also von genau jener Vorannahme, welche die vorliegende Arbeit vermeiden möchte.

Historiker waren keineswegs die Ersten, die sich mit dem Notting Hill Carnival befassten; andere Disziplinen waren schneller. Bereits seit den frühen 1980er Jahren gibt es einzelne Arbeiten von Ethnologen und Soziologen zum Carnival in Notting Hill. Besonders zu nennen sind die Aufsätze und die Monographie des Ethnologen Abner Cohen. Cohens 1993 erschienenes Buch »Masquerade politics. Explorations in the structure of urban cultural movements«,[40] das auf seinen Aufsätzen aus den 1980er Jahren aufbaut,[41] ist das bislang umfassendste und zugleich umstrittenste

The United Kingdom, 1951–1970 (Oxford: Clarendon Press, 2009), S. 225, 493; ders., *Finding a role? The United Kingdom, 1970–1990* (Oxford: Clarendon Press, 2010), S. 200, 569–572; Franz-Josef Brüggemeier, *Geschichte Großbritanniens im 20. Jahrhundert* (München: Beck, 2010), S. 271–272; Paul Addison, *No turning back. The peacetime revolutions of post-war Britain* (Oxford/New York: Oxford University Press, 2010), S. 242–243; Johann N. Schmidt, *Großbritannien 1945–2010. Kultur, Politik, Gesellschaft* (Stuttgart: Alfred Kröner, 2011), S. 272.

38 Jerry White, *London in the twentieth century. A city and its people* (London: Penguin Books, 2002), S. 167. Nochmals erwähnt wird der Carnival in diesem Buch auf S. 326.

39 So ein interaktiver Überblick im Museum of London zum Bezirk Kensington and Chelsea.

40 Abner Cohen, *Masquerade politics. Explorations in the structure of urban cultural movements* (Oxford: Oxford University Press, 1993).

41 Ders., »Drama and politics in the development of a London Carnival«, in: *The Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland* 15 (1980), Nr. 1, S. 65–87; leicht modifiziert als ders., »Drama and politics in the development of a

© Campus Verlag GmbH

Werk zum Notting Hill Carnival: am umfassendsten, weil es entscheidende Entwicklungen und Akteure des Notting Hill Carnivals behandelt. Am umstrittensten, weil es aus Sicht zahlreicher Afrokariben die Bedeutung der Afrokariben insgesamt und insbesondere die von Claudia Jones zu wenig berücksichtigt, die aus Trinidad stammte und Ende der 1950er Jahre ein karibisches Hallenfest organisierte.[42] In der Tat erwähnt Cohen Jones nur am Rande und geht nicht näher auf ihre Feste ein. Das ist aber nur ein Punkt, an dem Cohens Buch aus Sicht des Historikers Lücken aufweist. Da Cohen nicht mit Archivmaterial arbeitete, blieben ihm einige zentrale Entwicklungen und Themen verborgen. Mitunter bleiben dadurch auch Übergänge schwammig und erklärungsbedürftig (etwa wie aus einem ›weißen‹ Straßenfest 1973 ein afrokaribischer Carnival wurde). Deshalb lässt sich bei genauerer historischer Analyse seine Einteilung der Geschichte des Notting Hill Carnivals in fünf Perioden nicht halten.[43] Nicht zuletzt behandelt Cohen nur unzureichend die Bedeutung des Notting Hill Carnivals im gesamtgesellschaftlichen britischen Kontext, weshalb er auch nicht weiter auf die Frage eingeht, inwieweit anhand des Carnivals ein multikulturelles Großbritannien ausgehandelt wurde.

Noch eklatanter sind aus historischer Sicht die Leerstellen anderer ethnologischer und soziologischer Studien zum Notting Hill Carnival[44] sowie

London Carnival«, in: *Black and ethnic leaderships in Britain. The cultural dimensions of political action*, hrsg. von Pnina Werbner & Muhammad Anwar (London/New York: Routledge, 1991), S. 170–202; ders., »A polyethnic London Carnival as a contested cultural performance«, in: *Ethnic and Racial Studies* 5 (1982), Nr. 1, S. 23–41. Vgl. auch Cohens Abschlussbericht am Ende der Förderung durch das Social Science Research Council: ders., *The social and cultural development of the Notting Hill Carnival* (London, 1980).

42 Das prominenteste Beispiel für diese Kritik an Cohens Buch ist David Roussel-Milner, »False history of Notting Hill Carnival. A review of Professor Abner Cohen's masquerade politics«, in: *Association for a People's Carnival Newsletter* (August 1996), S. 8–9, 11.

43 Cohen spricht von »polyethnic participation and heterogeneous cultural expression« (1966–1970), »domination of the Trinidad tradition of steelband music, calypso and masquerading« (1971–1975), »appearance of British born West Indian youth and the introduction of reggae music« (1976–1979), »attempt by the state to co-opt and institutionalize the carnival« (1980–86), »the subjection of the carnival to an overwhelming onslaught from different directions intended to force it out or confine it within a strait-jacket«. Vgl. Cohen: *Masquerade*, S. 8–9.

44 Vgl. Everton A. Pryce, »The Notting Hill Gate Carnival. Black politics, resistance, and leadership 1976–1978«, in: *Caribbean Quarterly* 31 (Juni 1985), Nr. 2, S. 35–52; Pa-

© Campus Verlag GmbH

derer, die im Kontext von Theaterwissenschaft, *Drama and Performing Arts* und Literaturwissenschaften entstanden sind.[45] In ihnen wird häufig der Aspekt der Zeit nur wenig berücksichtigt, wodurch ihnen längerfristige Aushandlungen und Entwicklungen entgehen. Die Geschichte des Notting Hill Carnivals thematisieren sie – wenn überhaupt – nur abrissartig in kurzen Einführungen, bevor sie sich ihrer eigentlichen Fragestellung widmen. Da diese Arbeiten historische Veränderungen nur unzureichend beachten, laufen sie häufig in die Falle, eine linear-teleologische Entwicklung des Carnivals anzunehmen, hin zum multikulturellen, integrierenden Großereignis. Beachtet man hingegen den Prozess der längerfristigen Aushandlung der Akteure und nicht nur (vereinfacht gesprochen) das vorgefundene Endprodukt, ergeben sich differenziertere Befunde. Ähnli-

tricia Alleyne-Dettmers, »Tribal arts. A case study of global compression in the Notting Hill Carnival«, in: *Living the global city. Globalization as a local process*, hrsg. von John Eade (London/New York: Routledge, 1997), S. 163–180; Brian W. Alleyne, »People's War. Cultural activism in the Notting Hill Carnival«, in: *Cambridge Anthropology* 20 (1998), Nr. 1/2, S. 111–135; Patricia Alleyne-Dettmers, »The relocation of Trinidad Carnival in Notting Hill, London, and the politics of diasporisation«, in: *Globalisation, diaspora and Caribbean popular culture*, hrsg. von Christine G. T. Ho & Keith Nurse (Kingston/Miami: Ian Randle Publishers, 2005), S. 64–89; Kimura Yoko, »The Notting Hill Carnival in London. A study on masbands, masquerading groups of an urban festival«, in: *Japanese Review of Cultural Anthropology* 7 (2006), S. 85–97.

45 Vgl. Lesley Ferris & Adela Ruth Tompsett (Hrsg.), *Midnight robbers. The artists of Notting Hill Carnival* (London: Carnival Exhibition Group, 2007); Adela Ruth Tompsett, »›London is the place for me‹. Performance and identity in Notting Hill Carnival«, in: *Theatre History Studies* 25 (2005), S. 43–60; dies., »Carnival«, in: *The Continuum companion to twentieth century theatre,* hrsg. von Colin Chambers (London/New York: Continuum, 2002), S. 137–138; Lesley Ferris, »Incremental art. Negotiating the route of London's Notting Hill Carnival«, in: *Social Identities* 16 (2010), Nr. 4, S. 519–536; Milla C. Riggio (Hrsg.), *Carnival. Culture in action. The Trinidad experience* (London/New York: Routledge, 2004); Arts Council (Hrsg.), *Masquerading. The art of the Notting Hill Carnival* (London: o. V., 1986).

© Campus Verlag GmbH

che Lücken weisen Arbeiten diverser ›Laienhistoriker‹ aus *Local History Groups*,[46] selbst am Carnival Beteiligter und Journalisten auf.[47]

Erweitert man den Kreis der für die vorliegende Studie relevanten Forschungsliteratur über Forschungen zum Notting Hill Carnival hinaus, ist zuallererst die umfangreiche Literatur zur Einwanderung nach Großbritannien zu nennen. So umfangreich ist sie, da die Afrokariben keineswegs die ersten Einwanderer in Großbritannien waren, noch nicht einmal die ersten nicht-weißen. Bereits Kelten und Römer waren auf die britischen Inseln gekommen, später Angelsachsen, Dänen, Normannen, noch später Hugenotten aus Frankreich, Juden aus Osteuropa und Russland, außerdem Iren, Italiener, Deutsche, Niederländer sowie einzelne Einwanderer aus Südostasien, Indien, Afrika und der Karibik.[48] Kaum weniger um-

46 Zu nennen ist insbes. *HISTORYtalk* in Notting Hill. Daraus ist entstanden: Tom Vague, *50 years of Carnival 1959–2009* (London, 2009). Aus dem Umfeld von Lokalgeschichtsschreibung stammt auch der Sammelband Marika Sherwood u. a. (Hrsg.), *Claudia Jones. A life in exile* (London: Lawrence & Wishart, 1999), darin insbes. Colin Prescod, »Carnival«, in: *Claudia Jones. A life in exile*, hrsg. von Marika Sherwood, Donald Hinds & Colin Prescod (London: Lawrence & Wishart, 1999), S. 150–162. Sowie Matt Lake, *Leslie Palmer. Creator of a turning point in the history of the Notting Hill Carnival. Unveröffentlichte Studienarbeit, entstanden aus einem Local History Research Project am Kensington & Chelsea College* (1994), KCL, 934.5 LAK.

47 Einige dieser Arbeiten werden noch thematisiert werden. Für den Moment sei verwiesen auf: »How the Notting Hill Carnival began«, in: *Notting Hill Carnival 1984*, hrsg. von Carnival and Arts Committee (London: Cottage Graphics, 1984), o. S.; »History of Carnival«, in: *Notting Hill Carnival '86*, hrsg. von Arif Ali (London: o. V., 1986), S. 14–23; Kwesi Owusu & Jacob Ross, *Behind the masquerade. The story of Notting Hill Carnival* (London: Arts Media Group, 1988); »Carnival history«, in: *Caribbean Times* (21.08.1990), S. III–V.

48 Mit gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen setzten sich auseinander: Colin Holmes, *John Bull's island. Immigration and British society, 1871–1971* (Basingstoke: Macmillan Education, 1988); ders., »Building the nation. The contributions of immigrants and refugees to British society«, in: *RSA Journal, The Journal of the Royal Society for the Encouragement of Arts* (November 1991), S. 725–734; ders., »Hostile images of immigrants and refugees in nineteenth- and twentieth-century Britain«, in: *Migration, migration history, history. Old paradigms and new perspectives*, hrsg. von Jan Lucassen & Leo Lucassen (Bern u. a.: Peter Lang, 1997), S. 317–334; Panikos Panayi, *Immigration, ethnicity and racism in Britain, 1815–1945* (Manchester/New York: Manchester University Press, 1994); ders., *An immigration history of Britain. Multicultural racism since 1800* (Harlow: Pearson Longman, 2010); Gerhard Altmann, *Abschied vom Empire. Die innere Dekolonisation Großbritanniens 1945–1985* (Göttingen: Wallstein Verlag, 2005); Andrew Thompson, *The Empire strikes back? The impact of imperialism*

© Campus Verlag GmbH

fangreich ist die Literatur, die es konkret zu den Afrokariben in Großbritannien, ihren Erwartungen, ihren Erfahrungen, ihrer Kultur und ihrem Selbstverständnis gibt. Erste Veröffentlichungen, in denen sie nicht nur als passive Objekte, sondern selbst als deutende und handelnde Subjekte thematisiert werden, gibt es bereits seit den späten 1970er Jahren. Seitdem haben sich ihnen diverse Studien gewidmet. Den Notting Hill Carnival thematisieren viele von ihnen, einmal mehr jedoch mit dem Manko, dass sie häufig nur behaupten, aber nicht belegen. Das gilt insbesondere für die Feststellung, der Notting Hill Carnival habe eine zentrale Bedeutung für Londons afrokaribische Community gespielt, ohne zu erklären, wie es dazu kam und ohne die vielschichtigen Aushandlungsprozesse zu berücksichtigen. Durch diese gewisse Ungenauigkeit vertreten sie meist die linear-teleologische Interpretation des Carnivals und seiner Geschichte; vor allem in der Spielart, die eine geradlinige Entwicklung von einer

on Britain from the mid-nineteenth century (Harlow u. a.: Longman, 2005); Sebastian Berg, »Einwanderung und multikulturelle Gesellschaft«, in: *Länderbericht Großbritannien. Geschichte, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft*, hrsg. von Hans Kastendiek & Roland Sturm (Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung, 2006), S. 250–272; Imke Sturm-Martin, »Annäherung in der Diversität. Europäische Gesellschaften und neue Zuwanderung seit dem Zweiten Weltkrieg«, in: *Archiv für Sozialgeschichte* (2009), Nr. 49, S. 215–230. Stärker auf die Ebene der politischen Entscheidungen im Umgang mit Migration zielen: Panikos Panayi, »The evolution of British immigration policy«, in: *Einwanderungsland Bundesrepublik Deutschland in der Europäischen Union. Gestaltungsauftrag und Regelungsmöglichkeiten*, hrsg. von Albrecht Weber (Osnabrück: Univ.-Verl. Rasch, 1997), S. 123–137; Kathleen Paul, *Whitewashing Britain. Race and citizenship in the postwar era* (Ithaca: Cornell University Press, 1997); Ian R. G. Spencer, *British immigration policy since 1939. The making of multi-racial Britain* (London: Routledge, 1997); Anthony P. Messina, »The impacts of post-WWII migration to Britain. Policy constraints, political opportunism and the alteration of representational politics«, in: *The Review of Politics* 63 (2001), Nr. 2, S. 259–285; Karen Schönwälder, *Einwanderung und ethnische Pluralität. Politische Entscheidungen und öffentliche Debatten in Großbritannien und der Bundesrepublik von den 1960er bis zu den 1970er Jahren* (Essen: Klartext, 2001); Christiane Reinecke, *Grenzen der Freizügigkeit. Migrationskontrolle in Großbritannien und Deutschland, 1880–1930* (München: R. Oldenbourg, 2010). Zur neueren Migrationsforschung insgesamt vgl. Klaus J. Bade, *Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (München: C.H. Beck, 2002); Klaus J. Bade u. a. (Hrsg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh/Wilhelm Fink, 2007); Jochen Oltmer, *Migration im 19. und 20. Jahrhundert* (München: R. Oldenbourg, 2010). Zur Einwanderung mit Fokus auf London White: *London*, S. 103–116, 130–167.

© Campus Verlag GmbH

gespaltenen, heterogenen afrokaribischen Bevölkerung hin zu einer starken afrokaribischen Community in Großbritannien betont.[49] Innerhalb der Forschung zu den Afrokariben in Großbritannien gibt es eine Reihe von Studien zu Spezialthemen, auf die sich die vorliegende Arbeit stützen

49 Die meisten Arbeiten widmen sich den Erwartungen, Erfahrungen und dem Selbstverständnis der Afrokariben, vgl. Winston James, »Migration, racism and identity formation. The Caribbean experience in Britain«, in: *Inside Babylon. The Caribbean diaspora in Britain*, hrsg. von Winston James & Clive Harris (London/New York: Verso, 1993), S. 231–287; Malcolm Cross & Han Entzinger (Hrsg.), *Lost illusions. Caribbean minorities in Britain and the Netherlands* (London: Routledge, 1988); James Barry, *›Sorry, no Vacancies‹. Life stories of senior citizens from the Caribbean* (London: Notting Dale Urban Studies Centre and Ethnic Communities Oral History Project, 1992); Nancy Foner, »West Indians in New York City and London. A comparative analysis«, in: *Caribbean life in New York City. Sociocultural dimensions*, hrsg. von Constance R. Sutton & Elsa M. Chaney (New York: Center for Migration Studies of New York, 1994), S. 108–120; Tony Sewell, *Keep on moving. The Windrush legacy. The black experience in Britain from 1948* (London: Voice Enterprises Ltd, 1998); Sam Walker & Alvin Elcock (Hrsg.), *The Windrush legacy. Memories of Britain's post-war Caribbean immigrants* (London: The Black Cultural Archives/Battley Brothers, 1998); Marcia E. Sutherland, »African Caribbean immigrants in the United Kingdom. The legacy of racial disadvantages«, in: *Caribbean Quarterly* 52 (Mar. 2006), Nr. 1, S. 26–52; Paul Gilroy, *Black Britain. A photographic history* (London: Saqi, 2007); Joshua Bruce Guild, *You can't go home again. Migration, citizenship, and black community in postwar New York and London* (New Haven: University Microfilms International, 2007); Pieter C. Emmer, »Westinder in Großbritannien, Frankreich und den Niederlanden seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs«, in: *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, hrsg. von Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen & Jochen Oltmer (Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh/Wilhelm Fink, 2007), S. 1.097–1.103; Julia Elizabeth Drake, *Black Caribbean migration and community formation. The re-making of Brixton and Notting Hill 1958–81* (London: UCL, 2009). Stärker mit Blick auf die Auswirkungen auf die gesamtbritische Gesellschaft: Ron Ramdin, *Reimaging Britain. Five hundred years of black and Asian history* (London: Pluto Press, 1999); Ashley Dawson, *Mongrel nation. Diasporic culture and the making of postcolonial Britain* (Ann Arbor: University of Michigan Press, 2007); Harry Goulbourne, »The construction of identity, integration and participation of Caribbeans in British society«, in: *The construction of minority identities in France and Britain*, hrsg. von Gino Raymond & Tariq Modood (Basingstoke/New York: Palgrave Macmillan, 2007), S. 139–160.

© Campus Verlag GmbH

kann. Das gilt insbesondere für das Verhältnis zwischen Afrokariben und britischer Polizei[50] und für Black Power in Großbritannien.[51]

Da es in der vorliegenden Arbeit darum geht, die Aushandlung des Eigenen und des Anderen zwischen Afrokariben und britischer Mehrheitsgesellschaft ab Mitte des 20. Jahrhunderts zu untersuchen, wird auf die Literatur zum Multikulturalismus zurückgegriffen. Hierzu gibt es eine schier endlose Anzahl an Publikationen – und nur unwesentlich weniger Meinungen. Es sollen hier jedoch nicht seine Vor- und Nachteile erörtert werden, es sollen auch weniger Debatten über ihn, Kritik an ihm, der Abgesang auf ihn oder sein mögliches Scheitern im Zentrum stehen. Vielmehr soll der Multikulturalismus historisiert werden. Es wird daher zu fragen sein, welche Rolle Multikulturalismus während des Untersuchungszeitraums in der Vorstellung der Akteure spielte, wie sie ihn interpretierten und wie sie ihre Vorstellungen vom Multikulturalismus und einer multikulturellen Gesellschaft in konkreten Handlungen umsetzten. Besonderes Augenmerk wird dabei auf den während des Untersuchungszeitraums einflussreichen staatlich geförderten Multikulturalismus[52] gelegt werden, der Multikulturalismus als »politisch-normatives Projekt«[53] verstand, bei dem

50 Vgl. James Whitfield, »The Metropolitan Police. Alienation, culture, and relations with London's Caribbean community (1950–1970)«, in: *Crime, History & Societies* 7 (2003), Nr. 2, S. 2–16; ders., *Unhappy dialogue. The Metropolitan Police and Black Londoners in post-war Britain* (Cullompton/Portland: Willan Publishing, 2004); John Solomos, *Race and racism in Britain,* 3. Aufl. (Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2003); Paul Gilroy, »Police and thieves«, in: *The Empire strikes back. Race and racism in 70s Britain*, hrsg. von Centre for Contemporary Cultural Studies (London u. a.: Routledge, 1982), S. 143–182.

51 Anne-Marie Angelo, »The Black Panthers in London, 1967–1972. A diasporic struggle navigates the Black Atlantic«, in: *Radical History Review* (2009), Nr. 103, S. 17–30; Harry Goulbourne, *Caribbean transnational experience* (London: Pluto Press, 2002); Michael L. Clemons & Charles E. Jones, »Global solidarity. The Black Panther Party in the international arena«, in: *Liberation, imagination and the Black Panther Party. A new look at the Panthers and their legacy*, hrsg. von Kathleen Cleaver & George Katsiaficas (New York: Routledge, 2001), S. 20–39; dies., »Global solidarity. The Black Panther Party in the international arena«, in: *New Political Science* 21 (1999), Nr. 2, S. 177–203; Kalbir Shukra, *The changing patterns of black politics in Britain* (London u. a.: Pluto Press, 1998).

52 Vgl. dazu die Studie von John Nagle, *Multiculturalism's double bind. Creating inclusivity, cosmopolitanism and difference* (Farnham/Burlington: Ashgate, 2009).

53 So Sebastian Berg, »Der kurze Frühling des britischen Multikulturalismus«, in: *Das Andere denken. Repräsentationen von Migration in Westeuropa und den USA im 20. Jahr-*

© Campus Verlag GmbH

kulturelle Unterschiede nicht einfach nur passiv toleriert werden sollten. Stattdessen sollten die kulturellen Ausdrücke der Minderheiten aktiv gefördert werden und davon ausgehend gegenseitiger kultureller Austausch und gegenseitiges Lernen erreicht werden. Dies galt als Voraussetzung für gegenseitiges Verständnis, das wiederum als Garant für eine harmonische soziale Ordnung ohne Spannungen erachtet wurde.[54]

Wer zu spät kommt …, der muss in die Archive. Wie gesagt: Historiker sind eigentlich immer zu spät dran, um Performanzen wie den Notting Hill Carnival zu untersuchen. Daher bleibt ihnen nichts anderes übrig, als ins Archiv zu gehen. Um an Quellen aus der afrokaribischen Community Londons zum Notting Hill Carnival zu gelangen, haben sich die Black Cultural Archives, das Archiv im Institute of Race Relations sowie im George Padmore Institute (alle in London) als fruchtbar erwiesen. In den Black Cultural Archives findet sich eine Fülle an relevanter grauer Literatur in Form von Flugblättern und Broschüren, ebenso im Institute of Race Relations. Dort gibt es insbesondere Dokumente des Black Defence Committee, der Black Panther Movement und zum *Mangrove*-Fall. Im George Padmore Institute sind vor allem die Bestände der Black Parents Movement, des Black Peoples Information Centre und der Caribbean Artist Movement zu nennen. Überaus gewinnbringend war auch die Sammlung, die Ruth Tompsett angelegt hat.[55] In ihr finden sich Korrespondenz und Flugblätter einzelner Carnivalbands, der Association for a People's

hundert, hrsg. von Gabriele Metzler (Frankfurt am Main: Campus, 2013), S. 35–54, hier S. 36.

54 Vgl. ebd.; Tariq Modood, »Multiculturalism, ethnicity and integration. Some contemporary challenges«, in: *Global migration, ethnicity and Britishness*, hrsg. von Tariq Modood & John Salt (New York: Palgrave Macmillan, 2011), S. 40–62; Nagle: *Multiculturalism*; Bhikhu Parekh, *Rethinking multiculturalism. Cultural diversity and political theory,* 2. Aufl. (Basingstoke: Palgrave, 2001); Barnor Hesse, »Introduction. Un/settled multiculturalisms«, in: *Un/settled multiculturalisms. Diasporas, entanglements, ›transruptions‹,* hrsg. von dems. (London/New York: Zed Books, 2000), S. 1–30; Ray Honeyford, *The Commission for Racial Equality. British bureaucracy and the multiethnic society* (New Brunswick/London: Transaction Publishers, 1998); Dawn Gill u. a. (Hrsg.), *Racism and education. Structures and strategies,* 2. Aufl. (London u. a.: Sage Publications in association with Open University, 1993).

55 Ruth Tompsetts Sammlung befand sich – weitestgehend unkatalogisiert – an der Middlesex University. Mittlerweile wurde sie an die Black Cultural Archives übergeben, vgl. www.aim25.ac.uk/cgi-bin/vcdf/detail?coll_id=5374&inst_id=38 (Zugriff am 07.08.2012).

© Campus Verlag GmbH

Carnival sowie diverse Zeitungsausschnitte und Fotos. Was Erfahrungen, Erwartungen und Erlebnisse der Afrokariben in Großbritannien im Allgemeinen und rund um den Notting Hill Carnival im Speziellen betrifft, konnte auf Zeitzeugenberichte des Projekts *Moving Here*[56] und auf die Transkripte der Interviews zurückgegriffen werden, welche die Lokalgeschichtsgruppe *HISTORYtalk* in Notting Hill mit zahlreichen zentralen Persönlichkeiten des Notting Hill Carnivals geführt hat. Unverzichtbar für die Untersuchung des Notting Hill Carnivals waren ferner die Bestände im Local Studies Department der Kensington Central Library, vor allem einzelne (nicht publizierte) Arbeiten zum Notting Hill Carnival, Protokolle des Bezirksrats von Kensington and Chelsea sowie eine (leider sehr ramponierte) Sammlung von Zeitungsausschnitten. Ergänzt werden die Bestände Kensington and Chelseas durch den Nachbarbezirk, auf dessen Gebiet sich der Carnival in den 1980er Jahren ausweitete. Das City of Westminster Archives Centre besitzt Korrespondenz zwischen Bezirk und Carnivalkomitee und darüber hinaus Protokolle gemeinsamer Sitzungen. Um die Aushandlung zwischen Eigenem und Anderem anhand des Notting Hill Carnivals zu ergründen, wurde außerdem auf Aktenbestände diverser staatlicher Akteure zurückgegriffen, die in die Organisation des Notting Hill Carnivals involviert waren. Hierbei interessierten vor allem interne Diskussionen über den Notting Hill Carnival, die Korrespondenz mit den Carnivalorganisatoren sowie Protokolle der mitunter spannungsreichen Sitzungen, auf denen sie gemeinsam mit den Carnivalorganisatoren den Carnival planten. In den London Metropolitan Archives liegen dazu Aktenbestände des Greater London Council, in den National Archives Bestände der Commission for Racial Equality (samt ihrer Vorgänger), des Innenministeriums und der Metropolitan Police. Die Akten der Metropolitan Police enden allerdings unmittelbar vor dem Notting Hill Carnival 1976, also just vor jenem Carnival, auf dem es zu schweren Zusammenstößen zwischen Polizisten und Afrokariben kam. Auch nach einer Freedom of Information Request war die Metropolitan Police nicht bereit, weitere Akten freizugeben. Bis deutlich weiter in die Gegenwart

56 www.movinghere.org.uk/default.htm (Zugriff am 07.08.2012). *Moving Here* archiviert in Text und Bild die Erfahrungen von Migranten, die nach Großbritannien kamen. Durch eine Partnerschaft mit den National Archives werden einzelne digitalisierte Originalquellen bereitgestellt.

© Campus Verlag GmbH

hinein sind die Akten des Arts Council of Great Britain zugänglich, die vom Archiv des Victoria & Albert Museum aufbewahrt werden, mitunter jedoch nur recht unzureichend katalogisiert sind.

Neben diesen archivalischen Quellen konnte sich die Arbeit auf eine Reihe von publizierten Quellen stützen. Zu nennen sind insbesondere die Carnivalmagazine, die ab 1982 jährlich erschienen, und die sogenannte *black press*.[57] Dazu gehörte die von Claudia Jones herausgegebene *West Indian Gazette* (erschienen von 1958 bis 1965), das Magazin *Race Today* (erschienen von 1969 bis 1988), die *Westindian World* (erschienen von 1971 bis 1985), die *Caribbean Times* (seit 1981) und *The Voice* (seit 1982). Diese Publikationen wurden systematisch und vollständig ausgewertet. Systematisch wurden ebenfalls die Lokalzeitungen *Kensington News and West London Times* (erschienen bis Juli 1972), *Kensington Post* (erschienen bis Juli 1972), *Kensington News and Post* (erschienen von Juli 1972 bis Oktober 1987) sowie *Kensington News* (ab Oktober 1987 bis 1997) ausgewertet. Darüber hinaus wurde auf die schon erwähnten Sammlungen von Zeitungsausschnitten zurückgegriffen, sodass eine Vielzahl von Londoner und nationalen britischen Zeitungen berücksichtigt werden konnte. Ergänzt wurden die Zeitungsartikel durch einzelne Fernsehsendungen über den Notting Hill Carnival.

4. Aufbau der Arbeit

In ihrem Aufbau orientiert sich die Studie im Wesentlichen an der Chronologie, wobei eine starre chronologische Ordnung gelegentlich durchbrochen wird, wenn dies inhaltlich und analytisch angebracht schien. In einem ersten, hinführenden Abschnitt (II.) wird erläutert, mit welchen Vorstellungen und Erwartungen die afrokaribischen Einwanderer nach Großbritannien gekommen waren und inwiefern sich diese bereits in den ersten Jahren ihres Aufenthalts in Großbritannien wandelten. Dabei wird auch auf die Unruhen in Notting Hill im Sommer 1958 eingegangen. Der zweite große Abschnitt (III.) widmet sich den drei Anfängen des Not-

57 Zur *black press* vgl. Ionie Benjamin, *The black press in Britain* (Stoke-on-Trent: Trentham Books, 1995).

© Campus Verlag GmbH

ting Hill Carnivals. Zunächst geht es um das karibische Hallenfest, das Claudia Jones von 1959 bis 1964 organisierte (III. 1.). Hier wird gefragt, welche Ziele sie mit dem Fest verband, wie sie diese Ziele umsetzen wollte und wie sie das Eigene definierte. Anschließend werden die grundlegenden Veränderungen thematisiert, die es in Notting Hill um das Jahr 1970 gab (III. 2.). Stichworte sind dabei ein Gefühl der Entfremdung und Fremdbestimmung unter den Bewohnern Notting Hills (afrokaribischen wie weißen), ein neuer Anspruch auf Partizipation und neue Formen, diesen Anspruch einzufordern – etwa Demonstrationen und Straßenfeste. Außerdem wird gefragt, inwiefern sich in diesem Zeitraum das Selbstverständnis der Afrokariben grundlegend wandelte. Die Wende in Notting Hill um 1970 ist der Kontext, innerhalb dessen in Notting Hill ein Straßenfest entstand, um dessen Anfang es im nächsten Abschnitt (III. 3.) geht. Bei diesem von Rhauné Laslett organisierten Fest gilt die Frage wieder den Intentionen der Organisatoren, ihrer Umsetzung, der Wahrnehmung des Fests und der damit verbundenen Aushandlung von Eigenem und Anderem. Unter diesen Gesichtspunkten wird anschließend ebenso der dritte Anfang des Notting Hill Carnivals durch Leslie Palmer analysiert (III. 4), bei dem stärker auf karibische kulturelle Formen zurückgegriffen wurde.

Der nächste große Abschnitt (IV.) widmet sich der Krise, in die der Notting Hill Carnival nur wenige Jahre nach seinem Beginn in der Zeit von 1975 bis 1981 geriet. Worin diese Krise bestand und inwiefern der Notting Hill Carnival, der zuvor als Einheitsstifter gegolten hatte, nun auf ganz unterschiedlichen Ebenen für Streit und Spaltungen sorgte, wird in IV. 1. nachgegangen. In IV. 2. wird gefragt, mit welchen Strategien Afrokariben, Polizei und Geldgeber versuchten, die perzipierte Krise des Carnivals zu überwinden, und inwiefern das Eigene und das Andere dabei neu verhandelt wurden (IV. 3.). An die Bemühungen, die Krise zu überwinden, schloss sich eine Phase von 1982 bis 1988 an, in der der Notting Hill Carnival zwischen Konsolidierung und Ruhe vor dem nächsten Sturm changierte (Abschnitt V.). Eher für eine Konsolidierung scheinen eine Reihe von Entwicklungen bis ins Jahr 1987 zu sprechen (V. 1.) – wobei zu fragen ist, inwieweit die Konsolidierung zu einem guten Teil auf einer Neubestimmung des Eigenen und des Anderen in der britischen Mehrheitsgesellschaft und innerhalb der afrokaribischen Community fuß-

© Campus Verlag GmbH

te. Stichpunkte sind hier Multikulturalismus und ein neuer Blick der Afrokariben auf ihre Geschichte. Eher für eine Ruhe vor dem nächsten Sturm hingegen scheinen Tendenzen zu sprechen, die ab 1987 einsetzten (V. 2.). Thematisiert wird dieser nächste Sturm unter der Frage, inwiefern sich rund um den Notting Hill Carnival nun wieder die Fronten verhärteten und es neue Abgrenzungstendenzen gab.

An diese neuerlichen Konflikte knüpft der letzte große Abschnitt (VI.) an. In ihm wird der Carnival unter der Vorsitzenden Claire Holder thematisiert. Zunächst geht es um Holders umstrittenen Aufstieg zur Carnivalvorsitzenden (VI. 1.). Anschließend um wesentliche Entwicklungen, Deutungen und Diskussionen, die den Carnival seitdem (und bis heute) prägten (VI. 2.). Vor allem wird zu fragen sein, warum sich unter afrokaribischen Carnivalisten das Gefühl verbreitete, der Carnival sei verloren, verwässert und verkauft, habe also all seine einstige Bedeutung verloren. Diese Diskussionen werden ausblicksartig bis in die jüngste Vergangenheit weiterverfolgt.

Doch aus der jüngsten Vergangenheit nun erst einmal zurück in die späten 1940er Jahre – zur Ankunft der Afrokariben in Großbritannien.

© Campus Verlag GmbH

II. Wenn aus Briten Fremde werden

1. Erwartungen und Enttäuschungen

London is the place for me
London, this lovely city.
You can go to France or America
India, Asia, or Australia,
But you must come back to London City.
Well believe me, I am speaking broad-mindedly,
I am glad to know my mother country.
I've been travelling to countries years ago,
But this is the place I wanted to know.
London, this is the place for me.[1]

So sang der Calypsosänger Lord Kitchener (mit bürgerlichem Namen Aldwyn Roberts) ins Mikrofon eines Reporters der britischen Wochenschau, als er am 21. Juni 1948 im Hafen von Tilbury bei London das Schiff Empire Windrush verließ. Zusammen mit 491 weiteren Passagieren von verschiedenen karibischen Inseln war er auf Jamaika an Bord dieses Schiffes gegangen, um in Großbritannien Arbeit zu suchen.

Heute gilt die Landung der Empire Windrush als Symbol für den Beginn der Einwanderung von Menschen aus der Karibik nach Großbritannien. Dazu hat sicherlich beigetragen, dass umfassend über sie berichtet wurde – nicht zuletzt eben in der Wochenschau. Allerdings kamen auf der Empire Windrush keineswegs die ersten afrokaribischen Einwanderer überhaupt nach Großbritannien.[2] Und vor allem: Die Tragweite dieser

1 British Pathé, *Pathe Reporter Meets*, 1948 (Zugriff am 01.12.2013), www.britishpathe.com/video/pathe-reporter-meets, Min. 2:09. Das Lied wurde später in einer längeren Version veröffentlicht.

2 Bereits in den Monaten zuvor waren in Großbritannien Schiffe mit afrokaribischen Einwanderern angekommen. Vgl. Drake: *Black*, S. 47. ›Nicht-weiße‹ Einwanderer aus

© Campus Verlag GmbH

Ankunft für die britische Gesellschaft war damals wohl den Wenigsten bewusst. Selbst innerhalb der Wochenschausendung stand die Ankunft der Afrokariben nicht an erster Stelle. Zunächst zeigte sie, wie Ingrid Bergman von Alfred Hitchcock interviewt wurde, nachdem ihr Flugzeug am Flughafen Heathrow gelandet war. Ohne Bergmans oder Hitchcocks Leistung schmälern zu wollen: Für die weitere britische Geschichte war die Landung der Bergman weniger bedeutsam als die der afrokaribischen Einwanderer.[3]

Aber wer waren die Einwanderer, die vom Ende der 1940er bis Anfang der 1960er Jahre aus der Karibik nach Großbritannien kamen, und warum kamen sie überhaupt? Die Passagiere der Empire Windrush waren durchaus typisch für die frühen Einwanderer. Viele von ihnen waren bereits während des Zweiten Weltkriegs als Angehörige der Royal Air Force in Großbritannien gewesen und wollten der RAF nun erneut beitreten. Allgemein wollten sie in Großbritannien Arbeit und ein besseres Leben finden. Die wirtschaftliche Lage auf den karibischen Inseln bot damals recht wenig Perspektiven, mitunter war sie – wie auf Jamaika – durch Wirbelstürme, die große Verwüstung angerichtet hatten, noch verschlechtert worden. In Großbritannien herrschte nach dem Zweiten Weltkrieg hingegen ein Arbeitskräftemangel. Während Marcia Sutherland zufolge[4] in den Jahren von 1948 bis 1955 vor allem ausgebildete, unverheiratete

der Karibik, aus Afrika und vom indischen Subkontinent hatte es in Großbritannien bereits seit dem 16. Jahrhundert gegeben, seit Beginn des 20. Jahrhunderts in britischen Hafenstädten Communities dieser Einwanderer. Vgl. Marjory Harper & Stephen Constantine, *Migration and Empire* (Oxford/New York: Oxford University Press, 2010), S. 181–185; Panayi: *Immigration history*, S. 20; Kenneth Lunn, »Großbritannien«, in: *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, hrsg. von Klaus J. Bade, Pieter C. Emmer, Leo Lucassen & Jochen Oltmer (Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh/Wilhelm Fink, 2007), S. 68–84, hier S. 69–71, 75.

3 Zur Landung der Empire Windrush und zu ihrer symbolischen Bedeutung vgl. Anne Spry Rush, *Bonds of empire. West Indians and Britishness from Victoria to decolonization* (Oxford/New York: Oxford University Press, 2011), S. 170; Brüggemeier: *Geschichte*, S. 237–238; Addison: *No*, S. 120–121; Sandbrook: *Never*, S. 293–294; Barnor Hesse, »Diasporicity. Black Britain's post-colonial formations«, in: *Un/settled multiculturalisms. Diasporas, entanglements, ›transruptions‹*, hrsg. von dems. (London/New York: Zed Books, 2000), S. 96–120; Sewell: *Keep*. Der Bericht der britischen Wochenschau über die Ankunft ist verfügbar als British Pathé, *Pathe Reporter Meets*, 1948 (Zugriff am 01.12.2013), www.britishpathe.com/video/pathe-reporter-meets.

4 Sutherland, »African«.

© Campus Verlag GmbH

Männer zwischen 15 und 40 Jahren aus einem eher städtischen Umfeld kamen, änderte sich die soziale Zusammensetzung der Einwanderer ab Mitte der 1950er Jahre. Ab dann kamen eher schlechter ausgebildete Männer und (jetzt auch) Frauen aus eher ländlichen Gegenden der Karibik. Nicht alle von ihnen kamen auf gut Glück und aufgrund von Eigeninitiative nach Großbritannien, vielmehr rekrutierten Unternehmen wie London Transport, British Rail, aber auch der nationale Gesundheitsdienst aktiv Menschen in der Karibik, brachten sie nach Großbritannien und stellten sie dort ein.[5]

Doch zurück zu Lord Kitchener und seinem Lied *London is the place for me*. Hinter Kitcheners Lied verbirgt sich mehr als lediglich eine willkommene musikalische Untermalung für den Wochenschaubericht, es sagt etwas Grundlegendes darüber aus, mit welchen Erwartungen und Vorstellungen die afrokaribischen Einwanderer ab Ende der 1940er Jahre nach Großbritannien kamen. Kitchener, der auf Trinidad geboren war, bezeichnete Großbritannien explizit als sein »mother country«, das für ihn eine größere Bedeutung besitze als alle anderen Länder. London als Zentrum und Hauptstadt des Mutterlandes, diese »lovely city«, war für ihn daher der geeignete Ort, um zu leben. Dass sich der Calypsonian selbst innerhalb des britischen Empires und dessen Geschichte verortete, legte zudem bereits sein Künstlername nahe. Mit ihm bezog er sich auf den britischen Kriegshelden Horatio Herbert Kitchener, der unter anderem in Ägypten gekämpft hatte, während des Zweiten Burenkrieges britischer Oberbefehlshaber und im Ersten Weltkrieg bis zu seinem Tod 1916 britischer Kriegsminister gewesen war.

Der Calypsonian Lord Kitchener war keineswegs der einzige Afrokaribe, der sich Mitte des 20. Jahrhunderts mit Großbritannien identifizierte, sich als Teil des britischen Empires verstand und folglich Großbritannien als sein Mutterland bezeichnete. Es gibt eine Vielzahl an Zeitzeugenaussagen, die das bestätigen. Beispielsweise schilderte auch der als Michael de Freitas geborene spätere Black-Power-Aktivist Michael X (der sich noch später Abdul Malik nannte), wie er bei seiner ersten Ankunft in Großbritannien trotz des eisigen Wetters frierend auf dem Schiffsdeck stand und

5 Zu den Migrationsgründen vgl. etwa Harper & Constantine: *Migration*, S. 186–187; Sewell: *Keep*, S. 7. Zur aktiven Rekrutierung durch britische Unternehmen vgl. ebd., S. 21; Drake: *Black*, S. 48.

© Campus Verlag GmbH

dabei das Gefühl hatte, zu Hause angekommen zu sein. Und der auf Jamaika geborene Soziologe Stuart Hall beschrieb, wie seine Mutter England für ihr Mutterland hielt.[6] Sicherlich muss man berücksichtigen, dass diese Zeitzeugenberichte mitunter einen verklärten Blick auf die Ankunft in Großbritannien bieten und sich die eigene Erinnerung teils mit der kollektiven Erinnerung vermischte. Dennoch ist die Vorstellung, als Angehöriger des britischen Empires ins Mutterland zu kommen, keineswegs lediglich eine Konstruktion ex post. Das zeigte Kitcheners Lied, das zeigt aber auch die neuere Forschung.

Anne Spry Rush hat jüngst ausführlich dargelegt, wie sehr Bewohner der britischen Karibik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Bewusstsein aufwuchsen, britische Untertanen zu sein, und wie stark Großbritannien für sie der Fokus einer imperialen britischen Identität war. Großbritannien und das britische Empire waren für sie nämlich keine weit entfernten und abstrakten Vorstellungen, sondern in ihrem Alltag sehr gegenwärtig. Der britische Monarch war durch Fotos in Zeitungen, über Radio, Briefmarken und Zeremonien präsent, die *BBC* strahlte ihre Programme direkt aus London in die Karibik. Zudem wurde bereits während der Schulzeit – mal bewusst, mal unterschwellig – Britishness vermittelt. Denn der Lehrplan orientierte sich an dem in Großbritannien, es wurden mit britischen Schulbüchern britische Geschichte und Kultur gelehrt, an weiterführenden Schulen mussten dieselben Abschlussprüfungen wie auf den britischen Inseln abgelegt werden. Im sehr britisch-zentrierten Schulwesen sahen die Bewohner der britischen Karibik nicht zwangsläufig eine koloniale Bevormundung. Im Gegenteil: Schüler identifizierten sich mit britischen Helden und Eltern kämpften mitunter sogar dagegen, dass Schulbücher an die Gegebenheiten in der

6 Vgl. Abdul Malik, *From Michael de Freitas to Michael X* (London: Andre Deutsch, 1968), S. 31; Kuan-Hsing Chen, »The formation of a diasporic intellectual. An interview with Stuart Hall«, in: *Black British culture and society. A text reader*, hrsg. von Kwesi Owusu (London/New York: Routledge, 2000), S. 405–415, hier S. 406. Vgl. auch die Aussagen der aus Montserrat stammenden Cecilia Wade, Barry: *Sorry*, S. 16–18; des aus Barbados stammenden Louis Chase, Louis A. Chase, *Let the little flowers bloom* (o. O.: Methodist Church Division of Education and Youth, 1980), S. 10; des aus Jamaika stammenden Vincent Reid, Alan Dein, *Interview with Vincent Reid* (April 1998), Museum of London, 99.35. Eine Fundgrube für solche Berichte ist das Onlineprojekt *Moving Here*, www.movinghere.org.uk/default.htm (Zugriff am 15.08.2012).

© Campus Verlag GmbH

Karibik angepasst würden, sahen sie dadurch doch die Aufstiegschancen ihrer Kinder im Empire gefährdet.[7] Zu einem zusätzlichen Loyalitätsschub gegenüber dem britischen Mutterland kam es im Zuge des Zweiten Weltkrieges. Diese neue Qualität der Zugehörigkeit zeigte sich einerseits in patriotischen Bekundungen – durchaus auch in Calypsoform. Der Calypsonian Growler sang beispielsweise:

Britain will never
Britain will never
Surrender to Hitler
We going take the whole of his head next summer
A million destroyers
Commanding the waters
Warm [sic] them mr. Churchill
Don't you venture to enter the English channel.[8]

Andererseits zeigte sich der Loyalitätsschub darin, dass sich Bewohner der britischen Karibik freiwillig zum Kriegsdienst meldeten. Und das, obwohl Großbritannien anfangs überaus zögerlich war, seine afrokaribischen Untertanen in seine Streitkräfte oder in Hilfstruppen aufzunehmen, und obwohl Afrokariben während des Kriegs mit Diskriminierung konfrontiert waren. Letztlich, so Rush, sahen die Afrokariben jedoch primär auf die positiven Erfahrungen mit dem Mutterland, die ihnen der Kriegsdienst brachte: davor unerreichbare Möglichkeiten (etwa Arbeit und staatliche Unterstützung) und nicht zuletzt eine gewisse Anerkennung als willkommene Helfer oder gar Helden, die – wie auch der Wochenschausprecher bei der Ankunft der Empire Windrush betonte – »served this country well«.[9]

7 Vgl. Rush: *Bonds*; David Killingray, »›A good West Indian, a good African, and, in short, a good Britisher‹. Black and British in a colour-conscious Empire, 1760–1950«, in: *The Journal of Imperial and Commonwealth History* 36 (2008), Nr. 3, S. 363–381; Edward Pilkington, *Beyond the mother country. West Indians and the Notting Hill white riots* (London: Tauris, 1988), S. 12.

8 Zitiert nach Peter van Koningsbruggen, *Trinidad Carnival. A quest for national identity* (London: Macmillan Caribbean, 1997), S. 54.

9 So der Sprecher, British Pathé, *Pathe Reporter Meets*, 1948 (Zugriff am 01.12.2013), www.britishpathe.com/video/pathe-reporter-meets, Min. 0:50. Zur Auswirkung des Zweiten Weltkriegs auf die Britishness in der britischen Karibik vgl. Rush: *Bonds*, S. 128–147; Drake: *Black*, S. 49. Eher die Zurückweisung der Afrokariben durch weiße Briten während des Kriegs betont hingegen Brüggemeier: *Geschichte*, S. 209.

© Campus Verlag GmbH

Kurzum: Die afrokaribischen Einwanderer, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Großbritannien kamen, betrachteten sich als Briten und daher – streng genommen – nicht einmal als wirkliche Einwanderer. Allerdings hatten die Bewohner der britischen Karibik nicht einfach eins zu eins die Vorstellung von Britishness übernommen, wie es sie auf den britischen Inseln gab, sondern sie modifiziert. Dabei betonten sie stark das britische Gleichheitsideal aller Untertanen und setzten Britishness nicht – wie es weiße Briten zeitgleich taten – mit einer weißen Hautfarbe gleich. In dieser Sicht schien sie zusätzlich der Nationality Act von 1948 zu bestätigen. In ihm wurde nämlich die neue Kategorie *Citizens of the United Kingdom and Colonies* eingeführt, in der britische Untertanen in den Kolonien und im Vereinigten Königreich zusammengefasst und rechtlich gleichgestellt wurden. Folglich besaßen die karibischen Einwanderer das Recht, frei und ohne Beschränkungen nach Großbritannien einzureisen.[10]

Da die Einwanderer aus der Karibik glaubten, als Briten ins britische Mutterland, das ihnen durch Schule, Bücher, Zeitungen und die *BBC* vertraut schien, also gewissermaßen ins vertraute Eigene zu kommen, war das Enttäuschungspotenzial besonders groß. Der Schritt von der Karibik nach Großbritannien war eben doch größer, als auf Jamaika von einem Verwaltungsbezirk in den nächsten zu gehen, wie Walter Lothen, der 1954 aus Jamaika nach Großbritannien gekommen war, gemeint hatte.[11] Dass der Schritt doch größer war, zeigten kleinere Irritationen, die die Einwanderer nach ihrer Ankunft erlebten, aber auch größere Problemfelder, die letztlich zu einer beiderseitigen Fremdheitserfahrung führten. Zu den kleineren Ir-

10 Vgl. E. J. B. Rose, *Colour and citizenship. A report on British race relations* (London u. a.: Oxford University Press, 1969), S. 432; Rush: *Bonds*, insbes. S. 2, 6. Zum British Nationality Act, der das Commonwealth und Großbritanniens Stellung in der Welt sichern und keineswegs die Einwanderung aus der Karibik erleichtern sollte, vgl. Randall Hansen, »The politics of citizenship in 1940s Britain. The British Nationality Act«, in: *Twentieth Century British History* 10 (1999), Nr. 1, S. 67–95; Harper & Constantine: *Migration*, S. 197.

11 »Walter Lothen«, in: *The Windrush legacy. Memories of Britain's post-war Caribbean immigrants*, hrsg. von Sam Walker & Alvin Elcock (London: The Black Cultural Archives/Battley Brothers, 1998), S. 25. Zum Enttäuschungspotenzial vgl. auch Nancy Foner, »Race and colour. Jamaican migrants in London and New York City«, in: *International Migration Review* 19 (1985), Nr. 4, S. 708–727, hier S. 714; Rose: *Colour*, S. 434.

© Campus Verlag GmbH

ritationen, die in den Berichten zahlreicher Einwanderer auftauchten, gehörte etwa die Verwunderung über die vielen Kamine, aus denen Rauch aufstieg. Da die Migranten aufgrund ihrer Erfahrung in der Karibik ein Haus mit einem rauchenden Kamin automatisch mit einer Fabrik gleichsetzten, wunderten sie sich darüber, wie viele Fabriken es in Großbritannien gab. Ähnlich irritierend war festzustellen, dass sich weiße Briten offenbar nicht unterstellten, wenn es regnete, sondern einfach weiterliefen. Bereits tiefgreifender war die neue Erkenntnis, dass in Großbritannien auch Weiße niedere Tätigkeiten verrichteten. In der Karibik hatten die Afrokariben gelernt, weiß mit reich gleichzusetzen. Weiße waren dort Lehrer, Pfarrer oder Ärzte, eine weiße Arbeiterschicht gab es nicht. Überhaupt offenbarten sich die Weißen weniger zivilisiert, als sie gedacht hatten. Die weiße Arbeiterschicht schien eine Abneigung gegenüber Wasser zu besitzen, die Hygiene der weißen Briten insgesamt schlecht zu sein: Brot wurde lose verkauft und vor Haustüren auf den Boden gelegt, Fish and Chips in schmutzigen Zeitungen angeboten. Gerade an den Hygienevorstellungen lässt sich jedoch erkennen, dass die Ankunft der afrokaribischen Einwanderer mit einer beiderseitigen Fremdheitserfahrung verbunden war. Aus Sicht einiger weißer Briten waren die Einwanderer nämlich diejenigen, die keine Hygiene kannten. Die Afrokariben könnten keine Toiletten mit Wasserspülung benutzen, würden Treppenaufgänge als Toiletten verwenden und sogar in Mülltonnen an Laternenpfählen ihre Exkremente entsorgen. Außerdem würden sie ihre leeren Milchflaschen nicht ausspülen. Hygiene war also auf beiden Seiten das, was man für sich selbst beanspruchte und beim jeweils anderen vermisste.[12]

Aufgrund all dieser Irritationen mussten die Einwanderer erkennen, dass das britische Mutterland doch nicht so vertraut war, wie sie geglaubt hatten. Das war ein erster Schritt hin zur Fremdheitserfahrung. Diese Fremdheitserfahrung verstärkte sich noch zusätzlich, weil die Einwanderer von weißen Briten nicht unbedingt als Teil des Eigenen, sondern dezidiert als Unbekannte und Fremde gesehen und behandelt wurden. Wiederholt

12 Vgl.: Drake: *Black*, S. 43, 54; Barry: *Sorry*, S. 12–16, 22; Pilkington: *Beyond*, S. 11; Chase: *Let*, S. 9; Alan Dein, *Interview with Vincent Reid* (April 1998), Museum of London, 99.35, S. 8, 10; Rory O'Connell, *Interview with Elma Sampson* (30.04.1993), Museum of London, 99.132, S. 10; J. P. W. Mallalieu, »Background to trouble«, in: *New Statesman* (11.07.1959), S. 39–40, hier S. 40; James, »Migration«, hier S. 240–242; ders., »Making«, hier S. 235–237.

© Campus Verlag GmbH

wurden die Einwanderer von weißen Briten beispielsweise gefragt, in welchem Teil Afrikas Jamaika eigentlich liege, oder für ihr gutes Englisch gelobt.[13]

Zu *dem* zentralen Aspekt, aus dem weiße Briten die Fremdheit und das Anderssein der Afrokariben ableiteten, avancierte jedoch die Hautfarbe. Da es dem Bild eines harmonischen Commonwealth widersprochen hätte, die Einwanderer aus der Karibik als nicht britisch zu bezeichnen – so hat Imke Sturm-Martin gezeigt –, wurde das Anderssein der Einwanderer im offiziellen, politisch korrekten Diskurs anfänglich ausschließlich über die Hautfarbe definiert, also über das, was im Englischen mit dem Begriff *race* gefasst wird.[14] Die Beziehungen zwischen afrokaribischen Einwanderern und der britischen Mehrheitsgesellschaft firmierten folglich unter der Bezeichnung *race relations*. Denn am Britischsein der Einwanderer wurde im offiziellen Sprachgebrauch anfangs keineswegs gezweifelt. Dezidiert hatte der Sprecher im Wochenschaubeitrag zur Landung der Empire Windrush sie beispielsweise als »citizens of the British Empire coming to the mother country«[15] bezeichnet. Über die Hautfarbe wurden die Einwanderer jedoch zum Anderen – und vor allem: zu einem scheinbar homogenen, vollkommen und potenziell bedrohlichen Anderen.

Homogen schien es, da weiße Briten nur selten zwischen Afrokariben von verschiedenen karibischen Inseln, zwischen Afrokariben aus unterschiedlichen sozialen Schichten oder sogar zwischen Afrokariben und Einwanderern vom indischen Subkontinent unterschieden. Stattdessen wurden sie meist unter den Sammelbezeichnungen Jamaikaner oder *coloured* gefasst. Vollkommen anders erschienen die Einwanderer, weil sie sowohl im alltäglichen Sprachgebrauch als auch in wissenschaftlichen Studien als

13 Vgl. Mervyn Morris, »A West Indian student in England. A personal reaction«, in: *Caribbean Quarterly* 8 (Dec. 1962), Nr. 4, S. 17–29; Wallace Collins, *Jamaican migrant* (London: Routledge & Kegan Paul, 1965). Bei einer Umfrage des *Ministry of Information* Ende der 1940er Jahre hatte die Hälfte der befragten Briten keine einzige britische Kolonie richtig benennen können. Vier Prozent hatten angenommen, die Vereinigten Staaten seien noch Teil des Empires. Vgl. M. Mortimer, »Immigration«, in: *Contemporary Review* 196 (Juli/Dezember 1959), S. 208–209.

14 Vgl. Imke Sturm-Martin, »Wahrnehmung ethnisierter urbaner Räume in Großbritannien seit dem Zweiten Weltkrieg«, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* (2007), Nr. 2, S. 66–82, hier S. 76.

15 British Pathé, *Pathe Reporter Meets*, 1948 (Zugriff am 01.12.2013), www.britishpathe.com/video/pathe-reporter-meets, Min. 0:58.

© Campus Verlag GmbH

»dark strangers«,[16] sogar als »supreme and ultimate strangers«[17] bezeichnet wurden und attestiert wurde: »[T]he coloured man is not seen as a different sort of being but as the furthest removed of strangers – the archetypal stranger.«[18] Fremder als die schwarzen Einwanderer konnte man damit gewissermaßen gar nicht mehr sein.[19] Wie eng Fremdsein, Einwanderung und eine schwarze Hautfarbe in der Wahrnehmung der weißen Briten miteinander verschmolzen, zeigt der praktisch synonyme Gebrauch der Begriffe *immigrant* und *coloured person* in den 1970er Jahren.[20]

Potenziell bedrohlich erschienen die Einwanderer, da sie als mögliche Gefahr für den *British way of life* gesehen wurden. Denn obwohl sie sich selbst als Briten sähen, so wurde festgestellt, unterschieden sich ihre Gebräuche radikal von denen der weißen Briten. Sie säßen barfuß auf Haustreppen, ihre Türen seien selten geschlossen, so etwas wie Privatsphäre kennten sie nicht. Das vertrage sich nur wenig mit der britischen »*my home is my castle*«-Vorstellung, wurde moniert. Außerdem belästige ihre laute Musik die Nachbarn, ihre Plattenspieler liefen quasi Tag und Nacht, ihre Radios seien teils sogar größer als ihre Betten und ständig feierten sie

16 Etwa von Sheila Patterson, vgl. Sheila Patterson, *Dark strangers. A sociological study of the absorption of a recent West Indian migrant group in Brixton, South London* (London: Tavistock, 1963). Vgl. auch Chris Waters, »›Dark strangers‹ in our midst. Discourses of race and nation in Britain, 1947–1963«, in: *Journal of British Studies* 36 (April 1997), Nr. 2, S. 207–238.

17 Patterson: *Dark*, S. 230.

18 Michael Banton, *White and coloured. The behaviour of British people towards coloured immigrants* (London: Cape, 1959), S. 88. Hierauf verweist bereits Reet Tamme, vgl. Reet Tamme, »›Promoting racial harmony‹. Race relations-Forschung und soziale Ungleichheit in Großbritannien in den 1950er bis 1960er Jahren«, in: *Das Soziale ordnen. Sozialwissenschaften und gesellschaftliche Ungleichheit im 20. Jahrhundert*, hrsg. von Thomas Mergel & Christiane Reinecke (Frankfurt am Main: Campus, 2012), S. 183–217.

19 Vgl. ebd. Reet Tamme schreibt unter dem Titel »Wissenschaftliche Repräsentation von Multiethnizität. *Race relations*-Forschung in Großbritannien von den 1950er bis in die 1970er Jahre« ihre Dissertation zur britischen ›race relations‹-Forschung. Wie die »race relations«-Wissenschaftler die Afrokariben als Fremde konstruieren, zeigt sich in: Michael Banton, *The coloured quarter. Negro immigrants in an English city* (London: Cape, 1955); ders.: *White*; Ruth Glass, *Newcomers. The West Indians in London* (London: Centre for Urban Studies, 1960); Patterson: *Dark*; Anthony H. Richmond, *Colour prejudice in Britain. A study of West Indian workers in Liverpool, 1941–1951* (London: Routledge & Kegan Paul, 1954).

20 Auf diesen synonymen Gebrauch verweist Harrison: *Seeking*, S. 82.

© Campus Verlag GmbH

laute Partys. Obendrein trügen sie bunte Kleidung und würden sogar ihre Häuser bunt streichen. Eine noch unmittelbarere – auch biologisch verstandene Gefahr – schien vor allem von den schwarzen Männern auszugehen, die gerade in den ersten Jahren der Einwanderung in der Mehrzahl waren: Diese würden nämlich weiße Frauen belästigen. Bei einer Gallup-Umfrage, für die im Jahr 1958 weiße Briten nach der größten Sorge angesichts der Einwanderung Schwarzer befragt worden waren, landeten die *inter-racial marriages* sogar auf Platz eins.[21]

Zusammenfassend lässt sich sagen: Nach der Einwanderung der Afrokariben kam es auf beiden Seiten – sowohl bei den Einwanderern als auch bei der britischen Mehrheitsbevölkerung – zu einem Gefühl des Fremdseins. Vertraute Vorstellungen gerieten ins Wanken. Das – so Heide Wunder – ist typisch für Migrationsprozesse.[22] Dass die Erfahrung der Ankunft von Migranten auch aufseiten der eingesessenen Bevölkerung ein Gefühl des Fremdseins hervorrief, war einer der Gründe, warum es zu Abwehrhaltungen gegenüber den Zuwanderern kam. Insbesondere auf zwei Gebieten wurden Fremdheitserfahrungen, Abwehrhaltungen sowie das Aufeinandertreffen von Einwanderern und eingesessener Bevölkerung insgesamt ausgehandelt: auf dem Arbeits- und auf dem Wohnungsmarkt.

Auf dem Arbeitsmarkt und an der Arbeitsstelle stießen die jeweiligen Vorstellungen und Erwartungen der Einwanderer und der britischen Mehrheitsbevölkerung unmittelbar aufeinander. Auf beiden Seiten kam es dabei zu Enttäuschungen und Ängsten. Von einigen weißen Briten wurde den Immigranten vorgeworfen, die Löhne zu verderben, da sie bereit seien, für wenig Geld zu arbeiten. Außerdem würden sie weißen Arbeitern die Arbeitsplätze wegnehmen. Vor allem, als ab Mitte der 1950er Jahre Arbeitslosigkeit wieder zu einem Thema wurde, gaben einige weiße Bri-

21 Auf diese Umfrage beziehen sich Michael Rowe, *The racialisation of disorder in twentieth century Britain* (Aldershot u. a.: Ashgate, 1998), S. 125; Pilkington: *Beyond*, S. 92. Die Gebräuche der Afrokariben konstatieren: James Wickenden, *Colour in Britain* (London u. a.: Oxford University Press, 1958), S. 17–20; »The habit of violence. Notting Hill documents«, in: *Universities & Left Review* 5 (Herbst 1958), S. 4–5; Colm Brogan, »Notting Hill and the murders to come«, in: *National Review* (04.07.1959), S. 173–175; J. P. W. Mallalieu, »News from our own correspondents. Notting Hill«, in: *New Statesman* (13.09.1958), S. 339.

22 Vgl. Heide Wunder, »Zur Einführung«, in: *Zuwandern, einleben, erinnern. Beiträge zur historischen Migrationsforschung*, hrsg. von Siegfried Becker (Marburg: Jonas-Verlag, 2009), S. 10–13, hier S. 10.

© Campus Verlag GmbH

ten den schwarzen Einwanderern daran die Schuld. Zugleich warfen sie ihnen vor, als Arbeitslose das britische Sozialsystem auszunutzen. Auch von den Einwanderern wurde die Arbeitslosigkeit als Problem empfunden – allerdings unter dem Gesichtspunkt, dass sie es seien, denen nun keine Arbeitsplätze mehr angeboten würden. Immer wieder berichteten sie davon, sie seien zwar telefonisch zu Vorstellungsgesprächen eingeladen worden, dort sei ihnen dann aber mitgeteilt worden, die Stelle sei bereits vergeben. Der Grund dafür, so glaubten sie, sei ihre Hautfarbe. In der Tat waren die Afrokariben bei den Arbeitslosen überrepräsentiert.[23]

Ähnlich konfliktreich war der Wohnungsmarkt. Nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte in London ein Wohnungsmangel. Eine neue Wohnung zu finden, war daher kein leichtes Unterfangen – vor allem nicht als Schwarzer. Zahlreiche Wohnungsanzeigen waren mit dem Zusatz »no coloureds« versehen, Schilder mit der Aufschrift »no coloureds, no dogs«[24] hingen in den Fenstern von freien Wohnungen, Vermieterinnen wiesen Schwarze ab. Sie selbst hätten zwar nichts gegen Schwarze, aber die Nachbarn … Deshalb mussten Schwarze für recht schlechte Zimmer und Wohnungen überdurchschnittlich hohe Mieten bezahlen. Einige Vermieter – der berüchtigtste war Peter Rachman – spezialisierten sich regelrecht darauf, zu horrenden Mieten an Schwarze zu vermieten. Außerdem lebten Schwarze dadurch häufig in überfüllten Häusern, die einst als Einfamilienhäuser gebaut, nun aber mehrfach unterteilt worden waren, sodass jedes Zimmer gesondert an einen oder mehrere Afrokariben vermietet werden konnte. Pro Haus gab es dabei oft maximal ein einziges Bad, wenn überhaupt. Das führte oft zu einer *self-fulfilling prophecy*:

23 Vgl. Wickenden: *Colour*, S. 9; Collins: *Jamaican*, S. 62; Chris Mullard, *Black Britain. With an account of recent events at the Institute of Race Relations by Alexander Kirby* (London: George Allen & Unwin, 1973), S. 37–38, 42. Vgl. auch Addison: *No*, S. 238–240; Rowe: *Racialisation*, S. 115–116; Pilkington: *Beyond*, S. 89, 96.

24 Laut Umfrage einer Lokalzeitung 1958 beinhaltete ein Achtel aller Wohnungsanzeigen solche Zusätze. Vgl. Glass: *Newcomers*, S. 58–61; sowie Pilkington: *Beyond*, S. 41. Vgl. auch Albert Hyndman, »Part three. The West Indian in London«, in: *The West Indian comes to England. A report prepared for the trustees of the London Parochial Charities by the Family Welfare Association*, hrsg. von S. K. Ruck (London: Routledge & Kegan Paul, 1960), S. 63–151, hier S. 82; Edward Pilkington, »The West Indian community and the Notting Hill riots of 1958«, in: *Racial violence in Britain in the nineteenth and twentieth centuries*, hrsg. von Panikos Panayi, 2. Aufl. (London/New York: Leicester University Press, 1996), S. 171–184, hier S. 174.

© Campus Verlag GmbH

Afrokariben erhielten keine Wohnungen, da sie angeblich schmutzig seien. Dadurch lebten sie in überfüllten Häusern ohne ausreichende sanitäre Einrichtungen und ohne eine ausreichende Zahl an Mülltonnen, was wiederum das Vorurteil zu bestätigen schien, dass Afrokariben schmutzig und primitiv seien.[25]

Die beiderseitige Fremdheitserfahrung, bei der die Einwanderer erkannten, dass sie als die Anderen gesehen wurden, und bei der Teile der britischen Mehrheitsbevölkerung sie als potenzielle Bedrohung perzipierten, spitzte sich zunehmend zu. Das lässt sich wieder anhand einer Ausgabe der britischen Wochenschau verdeutlichen. 1955 widmete sie sich unter der Schlagzeile »Our Jamaican Problem«[26] der Einwanderung von Afrokariben, wobei »Jamaican« hier erneut als Sammelbegriff für alle Afrokariben zu verstehen ist. Der Beitrag begann mit dem eingeblendeten Satz: »Nation-wide concern is felt at the influx of British West Indians who come in search of hope«.[27] Durch die Einwanderung sei eine nationsweite Kontroverse über die Einwanderung allgemein, eine mögliche Beschränkung und die Probleme, welche die Einwanderer in Großbritannien verursachten, ausgelöst worden. Auch wenn der Beitrag selbst sehr gemäßigt war, indem er beispielsweise betonte, die Einwanderer hätten dieselben Rechte wie alle anderen Bürger des Empires und würden keineswegs Arbeitsplätze wegnehmen, trug er selbst zur Kontroverse bei. Nicht zuletzt, weil er eine Vorlage für das lieferte, was ab Anfang der 1960er Jahre als *Numbers Game* bekannt werden sollte: die Frage, wie viele Einwanderer Großbritannien im Interesse ›guter‹ *race relations* verkraften konnte.[28]

25 Vgl. Wickenden: *Colour*, S. 16; Herbert Hill, »A negro in Notting Hill«, in: *New Statesman* (09.05.1959), S. 635–636, hier S. 636; Malik: *From*, S. 55, 85, 91–93; Rose: *Colour*, S. 120; Barry: *Sorry*; White: *London*, S. 145–147; Addison: *No*, S. 240–241; Drake: *Black*, S. 75, 85–88; Sandbrook: *Never*, S. 310–314; Rowe: *Racialisation*, S. 114–116; Pilkington: *Beyond*, S. 8, 57–60.

26 British Pathé, *Our Jamaican problem*, 1955 (Zugriff am 01.12.2013), www.britishpathe.com/video/our-jamaican-problem.

27 Ebd., Min. 0:05.

28 Vgl. Stephen Small & John Solomos, »Race, immigration and politics in Britain. Changing policy agendas and conceptual paradigms«, in: *International Journal of Comparative Sociology* 47 (2006), Nr. 3–4, S. 235–257, hier S. 247–248; Colin Holmes, »Die Einwanderung nach Großbritannien in Vergangenheit und Gegenwart«, in: *Die britische Gesellschaft zwischen Offenheit und Abgrenzung. Einwanderung und Integration vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, hrsg. von Karen Schönwälder & Imke Sturm-

© Campus Verlag GmbH

1954, so berichtete der Wochenschausprecher, seien etwa 10.000 Afrokariben nach Großbritannien gekommen, 1955 würden wohl 15.000 weitere kommen.

Daran, wie viele Afrokariben nach Großbritannien kamen oder dort bereits lebten, herrschte damals ein großes Interesse, dem allerdings ein eklatanter Mangel an präzisen Zahlen gegenüberstand. Da alle Einwanderer – zumindest bis 1961 – de jure als britische Staatsbürger frei einreisen konnten, wurden sie statistisch nicht gesondert erfasst. Es gab lediglich mehr oder weniger präzise Passagierzahlen derjenigen Schiffe, die direkt aus der Karibik nach Großbritannien fuhren. Nicht erfasst wurden dabei jedoch alle Einwanderer, die die billigere Schiffspassage nach Genua wählten und von dort nach Großbritannien kamen. Ebenso wenig berücksichtigt wurden per Flugzeug nach Großbritannien Eingereiste. Der Zensus erfasste zwar den Geburtsort des Familienoberhaupts, doch der sagte nicht zwangsläufig etwas über die Hautfarbe aus. Außerdem wurden dadurch die in Großbritannien geborenen Kinder von Afrokariben nicht erfasst. Erst im Zensus von 1991 wurde nicht länger nach der Herkunft des Familienoberhaupts, sondern nach der ethnischen Herkunft gefragt.

Anhand der verfügbaren Daten wurde geschätzt, dass Anfang der 1950er Jahre etwa 2.000 Afrokariben pro Jahr nach Großbritannien gekommen seien, ab 1954 und in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre um die 20.000, 1960 und 1961 (kurz bevor die Einwanderung begrenzt wurde) knapp 50.000 beziehungsweise etwa 66.000. Ähnlich vage waren die Zahlen zur afrokaribischen beziehungsweise nicht-weißen Bevölkerung in Großbritannien. 1951, so wurde vermutet, hätten 15.000 Afrokariben in Großbritannien gelebt, 1957 knapp 100.000 und 1971 442.200, wovon 223.300 bereits in Großbritannien geboren seien.[29]

Martin (Berlin: Philo, 2001), S. 17–33, hier S. 23; Paul Gordon, »The racialization of statistics«, in: *›Race‹ in Britain today*, hrsg. von Richard Skellington & Paulette Morris (London u. a.: Sage Publications, 1996), S. 19–42.

29 Die Gesamtbevölkerung in Großbritannien betrug 1971 53.979.000. Zur Schwierigkeit, genaue Einwandererzahlen anzugeben, vgl. Harper & Constantine: *Migration*; Whitfield: *Unhappy*, S. 21; Gordon, »Racialization«, hier S. 22; Rose: *Colour*, S. 86; Wickenden: *Colour*, S. 2. Die hier genannten Zahlen habe ich diesen Werken entnommen sowie Addison: *No*, S. 233; Harrison: *Seeking*, S. 217; Ivo de Souza, »Part two. Arrival«, in: *The West Indian comes to England. A report prepared for the trustees of the London Parochial Charities by the Family Welfare Association*, hrsg. von S. K. Ruck (London: Routledge & Kegan Paul, 1960), S. 49–62, hier S. 51.

© Campus Verlag GmbH

Indem versucht wurde, die afrokaribischen Einwanderer als eigene Gruppe zu erfassen, wurden sie auch statistisch zunehmend zu den Anderen gemacht. Und vor allem: Die Zahlen konnten als eine bedrohliche Flut interpretiert werden, die über Großbritannien komme. Zumal die gefühlte Präsenz von Afrokariben in Großbritannien häufig größer als die tatsächlich in Zahlen zu fassende war. Das lag daran, dass die Einwanderer nicht gleichmäßig über das gesamte Land verteilt waren, sondern sich primär in den großen Industriestädten samt London niederließen und auch dort meist in gewissen Stadtteilen. In London gehörten Brixton und Notting Hill dazu.[30]

Notting Hill liegt im nördlichen Teil des Westlondoner Bezirks Kensington, der in der Verwaltungsreform von 1965 mit Chelsea zum Royal Borough of Kensington and Chelsea vereinigt wurde. Geographisch ist der als Notting Hill bezeichnete Stadtteil nicht klar umrissen. Vielmehr wird Notting Hill entweder als Teil North Kensingtons betrachtet oder die beiden Begriffe werden synonym verwendet. North Kensington wiederum wird im Norden durch die Harrow Road, im Süden durch die Holland Park Avenue und Notting Hill Gate, im Westen – je nach Definition – durch die Wood Lane beziehungsweise die Latimer Road und im Osten – je nach Sichtweise – durch die nach Süden abknickende Harrow Road oder die St. Luke's Road begrenzt.[31]

Während die Gegend südlich der Holland Park Avenue zu den besseren Londoner Gegenden gehörte, war Notting Hill, als die afrokaribischen Einwanderer nach London kamen, eher heruntergekommen. Die einst herrschaftlichen Häuser mit ihren Vorgärten waren in einem recht schlechten Zustand, die Gegend hatte bereits einen Ruf als Einwandererviertel. Im 20. Jahrhundert hatten dort Juden, Iren sowie Einwanderer vom indischen Subkontinent gewohnt, in den 1920er Jahren war sie sogar

30 1971 lebten drei Viertel aller Einwanderer aus der Karibik, aber nur ein Drittel aller in Großbritannien geborenen Briten in den Ballungsräumen London, Manchester, Birmingham, Leeds-Bradford, Liverpool, Newcastle und Glasgow. Vgl. Harper & Constantine: *Migration*, S. 195. Zur Konzentration der Einwanderer auf gewisse Städte und Stadtteile vgl. auch Drake: *Black*, S. 55–56; Sturm-Martin, »Wahrnehmung«.

31 Vgl. Michael Rustin, »Community organising in England. Notting Hill Summer Project 1967«, in: *Alta, The University of Birmingham Review* (Winter 1967–68), Nr. 4, S. 189–211, hier S. 189; Notting Hill Housing Service (Hrsg.), *Notting Hill Summer Project 1967. Interim report* (London, [1969]), S. 12.

© Campus Verlag GmbH

als *Little India* bezeichnet worden.[32] Von den Sozialwissenschaften wurde Notting Hill nach dem Zweiten Weltkrieg innerhalb des zeitgenössischen konzentrischen Stadtmodells als *zone in transition* beziehungsweise *zone of transition* bezeichnet.[33] Als Kennzeichen für diese Zone galt, dass ältere Privathäuser für andere Zwecke übernommen und aufgeteilt worden waren (sei es zum Wohnen, sei es für Geschäfte) und ihre Einwohner ständig fluktuierten. Gleichzeitig galt diese Zone als besonders problematisch und für ethnische Konflikte anfällig. Überhaupt wurde zeitgenössisch die Ansiedlung von Migranten in wenigen Stadtteilen überaus kritisch perzipiert, da befürchtet wurde, in Großbritannien könnten schwarze Ghettos wie in den USA entstehen. Solche Ghettos galten als unbedingt zu vermeidendes Schreckgespenst, würden sie doch unweigerlich eine Gefährdung der sozialen Ordnung, im schlimmsten Falle sogar soziale Unruhen mit sich bringen. Diese Furcht wurde auch dadurch nicht geschmälert, dass selbst in Notting Hill oder Brixton der Anteil von Schwarzen an der dortigen Gesamtbevölkerung im Vergleich zu den berüchtigten Ghettos in US-amerikanischen Metropolen gering war. Vielmehr wurde entweder befürchtet, dass US-amerikanische Zustände bald erreicht würden, wenn man die Einwanderung nicht beschränke. Oder aber es wurde geglaubt, bereits US-amerikanische Zustände erreicht zu haben. Dafür schienen – beispielsweise in Notting Hill – illegales Glücksspiel, illegale Kneipen, Drogenhandel und Prostitution zu sprechen. Vor allem aber die dortigen Unruhen im Spätsommer 1958.[34]

32 Zum damaligen Notting Hill vgl. etwa Drake: *Black*, S. 55–56; Pilkington: *Beyond*, S. 53–67. Vgl. auch Malik: *From*, insbes. S. 55–70, sowie Colin MacInnes' literarische Schilderungen, Colin MacInnes, *Absolute beginners* (London: Hutchinson Educational, 1965), insbes. S. 47–55.

33 Der Begriff *zone in transition* entstammt dem Stadtmodell der Chicago School. Vgl. Robert E. Park u. a. (Hrsg.), *The city* (Chicago: University of Chicago Press, 1925), insbesondere Ernest W. Burgess, »The growth of the city. An introduction to a reserach project«, in: *The city*, hrsg. von Robert E. Park, Ernest W. Burgess & Roderick D. McKenzie (Chicago: University of Chicago Press, 1925), S. 47–62. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Modell von der britischen Sozialforschung rezipiert und auf Notting Hill angewandt, vgl. Glass: *Newcomers*, S. 49; Banton: *Coloured*, S. 93.

34 Vgl. Drake: *Black*, S. 71; Sturm-Martin, »Wahrnehmung«, hier S. 73–76; Panayi: *Immigration history*, S. 98–99; »Colour prejudice and violence«, in: *Hansard (Lords), Fifth Series* (19.11.1958), Sp. 645, 714; Colm Brogan, »Notting Hill and the murders to come«, in: *National Review* (04.07.1959), S. 173–175, hier S. 175.

© Campus Verlag GmbH

2. Die »race riots« von 1958

»Now we have the problem on our own doorstep«,[35] konstatierte der Gewerkschafter Peter Maurice Anfang September 1958. Und Frank Tomney, Unterhausabgeordneter für Hammersmith North, stellte fest: »[F]or the first time Great Britain has a colour problem at home«.[36] Was war geschehen?

Im Spätsommer 1958 war es in Nottingham und in London zu Zusammenstößen zwischen Weißen und afrokaribischen Einwanderern gekommen, in London insbesondere in der Gegend von Notting Hill. In der Presse firmierten diese Zusammenstöße mehrheitlich als »race clash« beziehungsweise als »racial riots« oder »race riots«.[37] Bereits den ganzen Sommer über hatte es in Westlondon einzelne Zwischenfälle gegeben. Der Höhepunkt der Gewalt in Notting Hill ereignete sich jedoch zwischen dem 23. August und dem 2. September 1958. In der Nacht vom 23. auf den 24. August waren ein Afrokaribe in einer Kneipe von Weißen angegriffen, zwei Häuser, in denen Afrokariben lebten, mit Milchflaschen beworfen worden, und neun weiße Jugendliche hatten sich auf eine sogenannte »nigger hunting«-Tour begeben.[38]

35 So wird Peter Maurice zitiert in »T.U.C. promise statement on racial riots. Sir V. Tewson condemns ›hooligan element‹«, in: *The Times* (04.09.1958), S. 3. Die Türschwellenmetapher findet sich auch beim Oberhausmitglied Lord Pakenham, vgl. »Colour prejudice«, Sp. 643.

36 »Immigration (control)«, in: *Hansard (Commons) Fifth Series* 596 (05.12.1958), Sp. 1.589. Stimmen, die darauf hinwiesen, es seien nicht die ersten *race riots* in der britischen Geschichte gewesen, blieben weitgehend ungehört, vgl. Lord Elton (Godfrey Elton), »Colour prejudice«, Sp. 655–656.

37 Etwa »Dozens hurt in racial clash. Night outbreak at Nottingham«, in: *The Times* (25.08.1958), S. 8; »Race clash in Nottingham ›alarming‹. Official visit to trouble district«, in: *The Times* (26.08.1958), S. 4; »T.U.C. promise statement on racial riots«, in: *The Times* (04.09.1958), S. 3; »Government warning on race riots«, in: *The Times* (04.09.1958), S. 10; Francis Williams, »Fleet Street. The race-riots«, in: *New Statesman* (06.09.1958), S. 265; »Race rioting shocks London, Nottingham«, in: *International Herald Tribune* (26.08.1958), S. 1, 8. Dazu, dass die Unruhen in der Presse als ›Rassenunruhen‹ firmierten, auch Schönwälder: *Einwanderung*, S. 58.

38 Von »nigger hunting« sprach einer der Jugendlichen nach seiner Verhaftung. Vgl. »Four-year terms for nine ›nigger-hunting‹ youths. Men who began Notting Hill violence, says judge«, in: *The Times* (16.09.1958), S. 4.

© Campus Verlag GmbH